

Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben

Stadt-
herrei-
lung

Stadtkunst.



Pfuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
2. Jahrgang 1922

Sept 12

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Wir nennen hier einige Mitarbeiter der bisher erschienenen Hefte:

I. Jahrgang:

Hest 1: D. Kalweit, Adelbert Matthes, Max Hildebert Boehm, Ludwig Bäte, Ernst Petersen, Bruno Pompecki.

Hest 2: Ernst Schulze, Konrad Eler, Richard Fromme, Woldemar von Seidlitz, Thilo Kieser, Heinrich Zerkauen, Werner Kilian von Tryller, Karl Demmel, Kopernikulus.

Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Hest 4: Hanns Martin Elster, Geheimrat Spiech, Paul Zech, Hans Behrge, Kurt Adami, Paul Knötel, Arthur Laudien, Konrad Hahm, Wolfgang Greiser.

Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Hest 6: von Holst, Carl Lange, W. la Baume, Kloepfel, Elisabeth Siewert, Walter von Molo, Richard von Schaukal, Paul Feldkeller, Paul Wolf, Paul Richter, Hans Sturm, Erich Klein.

Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Hest 8: Willibald Omankowski, Hermann Steinert, Hans Franck, Hermann Dahl, Helene Westphal, Wilhelm R. Jahn, Kurt Bock, Georg Lichen, Franz Alfons Gayda, Hans Benzmann.

Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!

Hest 10: Louis Corinth, Bruno Walter Reimann, Paul Rohrbach, Katarina Botsky, Ernst Hammer, Johannes Schlaß, Luise von Brandt, Paul Enderling, Max Carstenn, Herbert Saekel, E. Steinbrecht, Hans Walter Schmidt, Hans Gäßgen, Walter Hein.

Hest 11: Sonderausgabe „Dichter des Ossens“.

Hest 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

II. Jahrgang:

Hest 1: Ludwig Finch, Will Vesper, Thomas Wilhelm Reimer, Leonhard Schridel, Eduard Silvester, Fritz Heinz Neimesch, Hanns Fechner, Walther Harich, Edward Carstenn.

Hest 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatbund.

Hest 3: Franz Mannstaedt, Paul Friedrich, Otto Pringsheim, Johannes Dziubiella, E. R. Praschinger, Marie Dedo-Brie, Hugo Socnik.

Hest 4: Sonderausgabe „Memel“.

Hest 5: Hermann Stehr, E. Kleinhempel, Carl Meißner, Anna Pape, Hildegard Voigt, Paul Maßdorff, E. Waldmann, Wilhelm Müller, Maximilian Abich.

Hest 6: Sonderausgabe „Masuren und Ermland“.

Hest 7: Dr. Willy Drost, Otto von Kursell, Wilhelm Kosch, Paul Burg-Schaumburg, Heinrich Leis, Leo Sternberg, Robert Heinz Heygrodts, Paul Schulze-Berghof.

Hest 8: Sonderausgabe „Gefallene Künstler“.

Hest 9: Sonderausgabe „Ostdeutsche Frauen“.

Hest 10: Eduard Böhhoff, Walter Buch, Gerhard T. Buchholz, Rudi Hammer, Agnes Harder, Agnes Miegel, Wilhelm v. Scholz, Prof. Storch, Margarete Wessel.

Hest 11: Arthur Silbergleit, Arthur Brausewetter, Kurt Trick, Rektor D. Hoche, Herbert Lipp, Kurt Offenburg, Eugen Mossakowski, Walther Taube, Fritz Braun, Dr. Siegfried Berberich, Walther Mechauer.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

Sprechstunden der Schriftleitung:

Montag nachmittags von 4—6 Uhr in Oliva, Albertstraße 9.

Donnerstag vormittags von 10—12 Uhr, in Danzig, Langgasse 40¹.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Zunft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

1922

Heft 12

Der Kärntner Heimat- und Volkstreue*)

Von E. R. Praschinger

„Kärntner, das seimer,
Sunst wärmet nis nuh.
Und Kärntner, das bleibmer
Den Feinden zan Truh.“

Kärnten, das alte „Carinthia“, ist das Land der Lieder und Seen und liegt inmitten der hohen Alpen. Im Norden begrenzen es die Tauern, im Westen neben den Tauern die Gailtaler und Julischen Alpen, im Süden die Karawanken, im Osten die Koralpe. Den Karawanken und den Karnischen Alpen war seit jeher die Rolle von Grenzgebirgen zugesessen, und schon in der Römerzeit (15 vor bis 476 n. Chr.) bildeten sie die Südgrenze der Provinz Noricum, seit der Gründung des Herzogtums Kärnten (976) aber schieden die ersten Kärntner von Krain. Das Gebiet hier hatten in den Zeiten vor Christus die Kelten bewohnt, die, weil spärlich angezweigt, entweder ausstarben oder wieder vertrieben wurden. Ihnen nach folgten die Römer und das Land wurde später für viele deutsche Stämme, die ihrem Wandertriebe folgend nach dem Süden strebten, Durchzugsland. Die meisten dieser deutschen Stämme haben sich in Italien verloren, ein Teil derselben aber war in Kärnten verblieben, wohin im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. auch die alten Slowenen kamen. Aus dem deutschen Salzburg und dem römischen Aquileja kamen deutsche und italienische Priester als Verkünder des Evangeliums zu ihnen. Kärnten, das später auch für eine Zeit zum großen Deutschen Kaiserthum fiel, verblieb sonach durch 1200 Jahre die gemeinsame Mutter der Deutschen und Slowenen. Deutsche und Slowenen in Kärnten lebten seit jeher in voller Eintracht mit- und nebeneinander. Sie sind ja auch durch die eigenartigen Verhältnisse des Landes allein schon auf einander angewiesen. Das jahrhundertelange Nebeneinanderleben hat naturgemäß auf beide Stämme abgefärbt und es

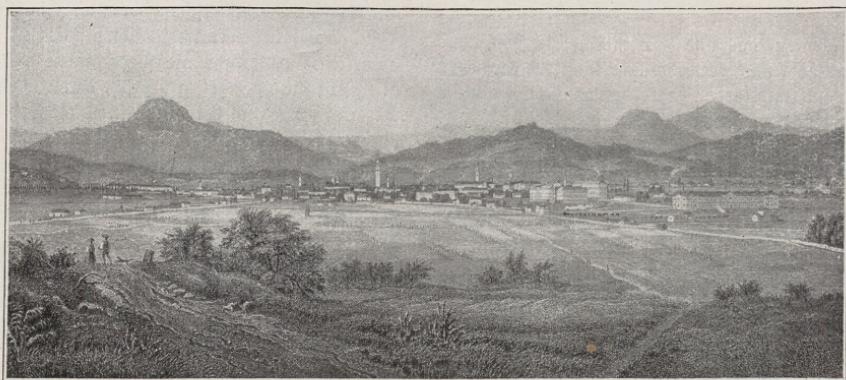
kommt in gar manchem der im übrigen weit hinaus über das Land bekannten Kärntner „Liedln“ die Sprachmischung deutlich zum Ausdruck. Findet man im südlichen Kärnten als Volkslieder gleichfalls die sogenannten „Vierzeiler“, deren eine Hälfte deutsch, deren übriger Teil aber slowenisch (windisch) ist. Diese Sprachmischung im Liede selbst aber ist sicherlich nur ein weiterer Beweis für das gute Einvernehmen der beiden Kärntner Stämme. Die Kärntner Slowenen haben aus dem gleichen Grunde in ihre Sprache, ihren Volksglauben, in ihren Sagenschatz sehr vieles vom Deutschen hinübergenommen. Beseelt von gleicher heiter Liebe für das Land, in dem sie gemeinsam alle die Zeit über friedlich nebeneinander gelebt, waren der Deutsche und der Slowene Kärntens einander zum Bruder, das Land selbst aber zur gemeinsamen Mutter geworden. Die Angehörigen beider Stämme bekennen sich stolz zum Kärntner Volkstum. Im Gegensatz hierzu betrachtete der Kärntner Slowene den Krainer und jehigen Jugoslaven nur als Fremdling und trat dem insbesondere seit 1848 immer wieder einsehenden Buhlen der südslawischen Hölzer stets kalt und fast verständnislos gegenüber. Im allgemeinen hat der Deutsche zufolge seiner Intelligenz und seines Könnens, abgesehen von den durchweg deutschen Städten und größeren Gemeinden, auch auf dem Lande die führende Rolle. Die höhere Kultur der Deutschen ging vielfach auf die Slowenen über, welche Sitten und Gebräuche,

*) Pfingsten 1921 fand die große Schuhbundtagung in Klagenfurt statt. In diesem Jahre ist Ostpreußen (Königsberg, Allenstein, Marienburg, Danzig) dazu aussersehen. Unter Maibest wird einen Überblick der Veranstaltungen geben, so daß diese Sonderausgabe als Einführung, als Begleiter für die vorgesehenen Wanderungen und später als Erinnerungsblatt gedacht ist. Es folgt im Juni das zweite Marienburgfest (das erste, Weihnachten 1920, war nach wenigen Wochen vergessen), das denselben Zwecken dient und gleichzeitig auf die Marienburgsbundwoche hinweist. Schriftleitung

Lebensgewohnheiten und Wirtschaftsformen der Deutschen zu den ihren machten. Stellenweise war der Einfluß dieser höheren deutschen Kultur auf die Slowenen so stark, daß sie im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der deutschen vertauschten. Dass hier wohl zwei Stämme, aber nach außen hin und insbesondere nach dem südlichen Nachbar Jugoslawien zu, ein von gleicher Liebe für die gemeinsame Heimat beseeltes Ganzes lebt, wurde aller Welt durch das Abstimmungsergebnis erwiesen. Die Natur selbst hatte Klagenfurt für die im südlicheren Teile Kärntens seßhaften Slowenen zum wirtschaftlichen Zentrum gemacht und der Abstimmungssieg der Kärntner gereicht besonders diesen Slowenen, die in die deutschen Städte kamen, um

Zone II fast rein deutsch. Demnach ist auch das Abstimmungsergebnis in erster Linie als Sieg des Bekenntnisses zum Kärntner Volkstum zu werten. Dieses Bekenntnis zum Kärntner Volkstum hatte sich schon in der Zeit vor dem Kriege gelegentlich der Reichstagswahlen gezeigt, bei denen die Partei der Slowenisch-Nationalen gegenüber den anderen Parteien des Landes immer in der Minderheit blieb. Das Bekenntnis zum Kärntner Volkstum geht aber wohl am besten aus folgendem hervor: Es zählte die Zone I rund 23 000 Deutsche und 50 000 Slowenen, die Zone II 49 000 Deutsche und 4500 Slowenen.

Abstimmungsberechtigt waren nach einer im Friedensvertrage ausdrücklich vorgesehenen Bestimmung nur Jene, die bereits am 1. Januar



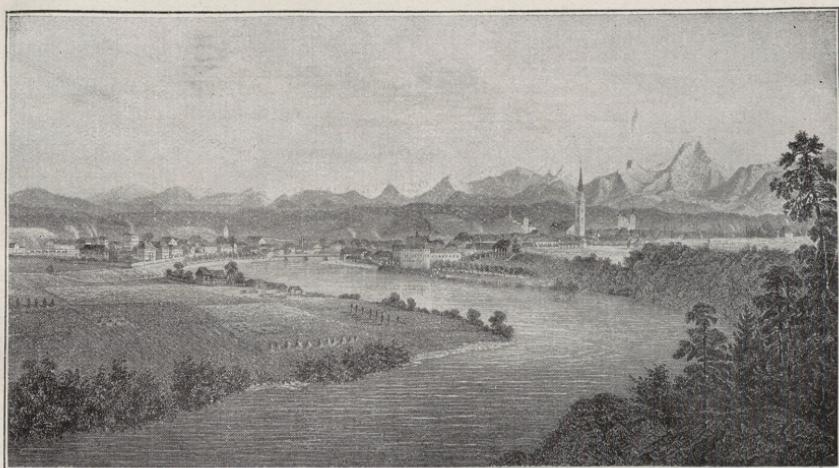
Klagenfurt

ihre Bodenerzeugnisse gegen die Erzeugnisse des deutschen Handels und der deutschen Industrie einzutauschen, zu großem wirtschaftlichem Vorteile. Deutsche und Slowenen sind übrigens fast nirgends durch natürliche Grenzen von einander getrennt, darum begegnete auch die Festsetzung der Staatsgrenze Deutsch-Osterreichs gegenüber Jugoslawien überaus großen Schwierigkeiten. Der Mangel jeglicher natürlicher Grenze erklärt auch, daß die Sprachengrenze zumeist von mehr oder minder stark gemischten Gebieten begleitet wird, die oft tief in die Herrschaftsbereiche der beiden Stämme hineinreichen. Man kann also hier von einer scharfen sprachlichen Abgrenzung füglich nicht sprechen. Von deutscher Seite wurde auch niemals bestritten, daß die Umgangssprache in der Abstimmungszone I seit Jahrhunderten gemischtsprachig war, dagegen aber ist die

1919 ihren ständigen Wohnsitz im Abstimmungsgebiet gehabt hatten. Darin aber lag sicherlich eine große Erschwernis, mit der die heimatfreuen Abstimmungsberechtigten rechnen mußten und die viele Tausende deutscher Kärntner von der Abstimmung ausschloß. Allen voran leitete der Kärntner Heimatdienst die umfangreiche und überaus schwierige Aufklärungs- und Werbearbeit. In vielen Tausenden von Flugschriften, Flugzetteln, aufklärenden Büchlein, in ungezählten Werbe- und Aufklärungsversammlungen wurde den Landesbewohnern beider Zungen unter Anführung all der Nachwirkungen und Folgen, die eine Zerreißung des Landes mit sich hätte bringen müssen, vor Augen geführt, was auf dem Spiele stehe. Furchtbar schwer oft war diese Aufklärungs- und Werbearbeit im südlicheren Kärnten, in welchem die widerrechtlich ins Land

eingedrungenen jugoslawischen Truppen jegliche Kundgebung für Deutsch-Österreich blutig unterdrückten, diejenigen aber, die sich zu Jugoslawien bekannten, mit Geld und Ehren überschütteten. Deutsche, die man heimattreu wöhnte, erhielten nicht einmal die Lebensmittelkarten, es war ihnen sogar untersagt, über die Abstimmung selbst auch nur zu sprechen! Der Besitz, das Lesen deutscher Zeitungen wurden mit schwerem Kerker bestraft, viele Deutsche des Landes verwiesen und ihres Besitzes verlustig erklärt. Deutscher Grundbesitz wurde als solcher durch serbische Aufschriften kennlich gemacht und jegliche Willens-

schaft: Als nämlich wie alljährlich vorher zur Zeit der Sommersonnenwende allüberall im frei gebliebenen Kärnten Höhenfeuer den Kärntnern im befecht gehaltenen Gebiete kündeten, daß ihre Brüder das Fest der Sonnenwende begehen, da flammten gleich darauf auf all den Höhen des besetzten Gebietes trotz der Anwesenheit der Jugoslawen die gleichen Feuer auf. Es hieß wie einst in Tirol: Wir sind bereit! Heimattreu! 15 Monate hatte die Besetzung durch die Jugoslawen, 7 Monate der hartnäckige und schwere Abwehrkampf der Kärntner Heimattreuen gewährt und volle 2 Jahre mußten vergehen, ehe



Villach in Kärnten

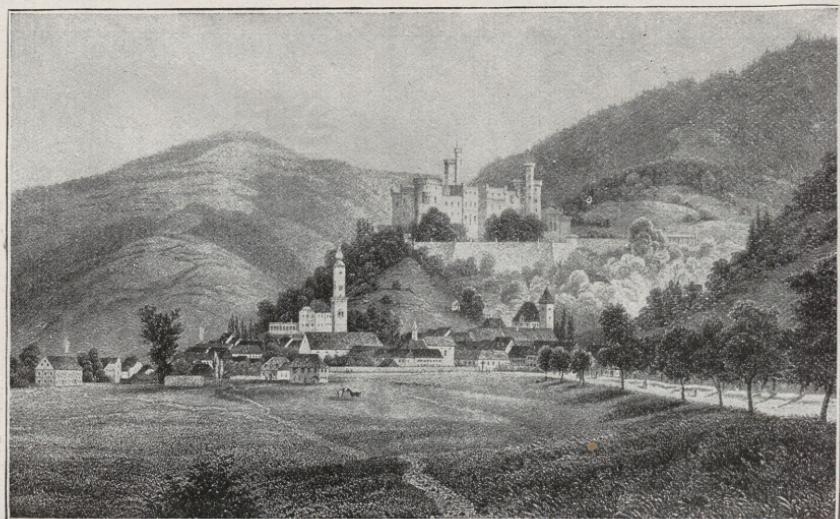
äußerung für Deutsch-Österreich schlankweg als Hochverrat geahndet. Und dennoch überschritten unter ständiger Lebensgefahr Heimattreue nächtlicherweise schier ungangbare, nur den Sehhaften und Bodenständigen bekannte und vertraute Wege, um zu den Bewohnern jenseits der Demarkationslinie zu gelangen, ihnen Nachricht, Aufschlüsse zu geben, Werbematerial zu behändigen, sie aufzurichten, zu ermuntern und für die weitere Werbetätigkeit zu unterrichten. Gar viele waren es, die ihre Liebe zu Heimat und Volk solcherart zu stillen Helden mache. Der jugoslawische Terror hatte zur Folge, daß die Werbearbeit der Heimattreuen in den befecht gehaltenen Gebieten als stille Werbe- und Aufklärungsarbeit oft nur von Mund zu Mund vor sich gehen konnte. Den Heimattreuen aber ward bereits vor dem Abstimmungstage frohe Bot-

das auch durch seinen Abstimmungswillen zu Deutsch-Österreich strebende Kärntner auch wirklich zu Deutsch-Österreich kam. Der Jugoslawen Absicht und Streben, neben dem Mießtale und Kanaltale ohne Befragen des Volkes auch den größten Teil von Unter- und Mittelkärnten sich durch Gewalt zu unterwerfen, vereitelte nicht in letzter Linie die wackere Abwehr der Kärntner selbst. Kärntner und Krain zu einem gemeinsamen Verwaltungsgebiete zu machen, wurde bereits im 13. und anfangs des 19. Jahrhunderts versucht. Diese Vereinigung aber hatte sich beidermale als unmöglich erwiesen und war nur zeitlicher Versuch geblieben. Kärntens Südgrenze ist eben durch keinen Vertrag geschaffen, sondern einfache Naturgrenze. Das Mieß- und Drautal wurden gegen den Willen der dortigen Bevölkerung und ohne Volksbefragung den Jugoslawen

vorweg zugespreehen und der Verlust ist für Kärnten gewiß ein großer, denn besonders das Mießtal hängt sowohl geographisch als auch in verkehrstechnischer Hinsicht mit dem übrigen Kärnten zusammen. Mit dem Mießtale hat Deutsch-Oesterreich aber auch eine seiner ergiebigsten Bezugssquellen für Blei verloren. Und auch das Kanaltal, zwischen Pontafel und Tarvis gelegen, ist eine klar umrissene, nationale Einheit, die wirtschaftlich unbedingt nach dem Norden neigt und auch geographisch zum übrigen Kärnten gehört. Es hat auch das Kanaltal durch Jahr-

und vertont und sich die es umgebende Wirklichkeit zum Liebhaber gemacht. Dadurch aber sind gerade diese „Vierzeiler“ ein charakteristisches Merkmal des Landes selbst geworden.

Es ist unzweifelhaft, daß in dem Bekenntnisse der heimatfreuen Kärntner Slowenen zum Kärntner Volkstum im allgemeinen ein Bekenntnis der Vorliebe für deutsche Art und Sitte, für deutsche Kultur, der die Kärntner Slowenen ja so vieles zu danken haben, liegt. Die Entscheidung der Kärntner Slowenen ist dadurch aber auch gleichzeitig sichtbarste Aner-



Wolfsberg in Kärnten

hunderte hindurch sowohl politisch als auch sprachlich und national zu Kärnten gehört.

Dafz der sangefrohe Kärntner auch in der schweren Not der Unterdrückung und Willkürherrschaft der jugoslawischen Banden im Lande von Mut und Zuversicht war, dafür sind all die schnurrigen „Schnatterhüpf“ und sonstige Liederfechte beredter Beweis, die die das Land vergewaltigenden „Tschuschen“ — wie die Volksfremden genannt wurden — oft in überaus trefflicher Weise zum Ziele ihres Spottes sich erkoren und die allenhalben bekannt waren. Es sind ja alle diese „Vierzeiler“ mit dem Boden, dem sie entsproffen, innig verwachsen, und es hat auch fast jeder Landstrich seine besonderen und beliebten Lieder. Ein Stück Lebendigkeit hängt an all diesen Liedern, das Volk selbst hat sie erdacht

kennung und Abstaltung von Dankeschuld an die deutschen Lehrmeister und dies gerade in einer Zeit geworden, in der allüberall Haß gegenüber allem Deutschen gepredigt wird. Dieses Bekenntnis und die Abstaltung der slowenischen Dankeschuld hat man deutscherseits richtig eingeschäfft; sie werden beide den lebter Zeit wieder einsehenden Bestrebungen des Kärntner Heimatdienstes, der sich die Inangriffnahme der Wiederaufbauarbeiten, die Errichtung von deutschen Büchereien, Lesehallen u. a. zum Ziele gesetzt hat und hierbei der tatkräftigsten Unterstützung aller Deutschgesinnten dringend bedarf, richtunggebend und fördernd sein und seinen dem Wohle des ganzen Landes dienenden Bestrebungen überall im Lande freie Bahn schaffen.

Kant

Von Otto Koester

Mit einem schweren Seufzer erwachte er, zog den rechten Arm mit einiger Anstrengung aus der baumwollenen Decke, in die er sich allabendlich kunstvoll einzwickeln pflegte, und fuhr mit der Hand mechanisch nach dem Klingelzuge neben seinem Bett, der durch die Stubendecke in Lampes Zimmer führte. Doch nein: mochte der Alte — wie laut sein Schnarchen durch das nächtliche Haus dröhnte! — den Rausch, den er

magern Beine aus dem Bett, tastete nach dem Feuerzeug und entzündete das Nachtlicht. Hierauf erhob er sich, fuhr mit zitterig bebenden Bewegungen in Schafrock und Pantoffeln und goß aus einer Flasche einige Tropfen Rum auf ein Stück Zucker, um den heftigen und bängstigen Druck zu lindern, den die Blähungen auf den Magenmund, wie er das lästige Leiden nannte, ihm wieder einmal verursachten. Wie



Hoch-Osterwitz in Kärnten

gestern Abend wieder einmal mit heimgebracht hatte, ungefört ausschlafen. Es war nicht ratsam, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, solange die Nebel des Alkohols noch über seinem Geiste lagerten. Oft vergaß er dann leider die urbanen Sitten, zu denen sein Herr ihn in der bald vierzigjährigen Zeit seines Dienstes mühsam erzogen hatte, und fiel zurück in die garstige alte Soldatengewohnheit des Fluchens und Schwadronierens aus der Zeit, da er noch unter dem alten Frixi diente. Ja, er erlaubte sich neuerdings gar Ungebührlichkeiten, zu häßlich bisweilen, als daß man dem treuen Wasianski, der nun täglich kam und das Haus in wohlältiger Ordnung hielt, davon hätte erzählen können.

Noch ein tiefer, klagender Seufzer aus der dürrstigen Brust — und der Greis schob die

kam es nur, daß ihn dies Übel schon wieder anfiel und ihm den kostbaren Schlaf raubte? Am Ende war doch der herrliche englische Käse schuld, dem er gestern Mittag recht sybaritisch zugesprochen hatte, trotz der stumm abmahnenden Blicke des guten Wasianski über den Tisch herüber. Man hatte, wie es jetzt häufiger vorkam, etwas lange, etwas recht lange bei Tisch gesessen. Ein halb sechs Uhr Nachmittags mochte es wohl gewesen sein, als Freund Motherby und der junge Studiosus aufbrachen. Ein bescheidener und wohlgebildeter Jüngling übrigens von aufgewecktem Verstande; der Empfehlungsbrief Jüchtes aus Jena hatte nicht zuviel gefragt. Verlobt war er mit seinen einundzwanzig Jahren natürlich auch schon — wie hätte es bei einem Studenten der Theologie aus Sachsen anders

sein können. Und nach der Miniature auf Elfenbein, die er mit seligem Lächeln bei Tisch herumgezeigt hatte, mußte es ein gar anmutiges Kind sein, diese blonde Apothekerstochter aus dem Rudolstädtschen.

Wie es schwül war hier im Schlafzimmer. Die frühe Hitze dieser Junitage war eingedrungen, trotzdem die Fensterläden Tag und Nacht verschlossen blieben. Oder ob man sie doch bisweilen ohne sein Wissen öffnete? Der gute Wasianski war in solchen Dingen wohl manchmal ein wenig eigenmächtig. Warum er es bloß nicht wahr haben wollte, daß das Ungeziefer im Schlafzimmer der früheren Wohnung nur durch das eindringende Licht ausgebrüten war und erst verschwand, als man die Läden sorgsam verschlossen hielt.

Ach, nun stellte sich auch der lästige Kopfsdruck wieder ein. Beide Ellenbogen auf die Knie gestützt und das tief hinabgebeugte Haupt in die Handhöhlen vergrabend, saß der Greis eine Weile auf dem Beltrand. Offenbar war die merkwürdige Art der Luftelektrizität schuld, von deren Einfluß auf Mensch und Tier die Freunde fürchterweise nicht zu überzeugen waren. Hatte denn irgend jemand von Jugend auf so genaue und regelmäßige Beobachtungen an seinem Körper angestellt wie er? Nein, nein, er hatte schon recht, er würde sich das nicht ausreden lassen, mochte auch Doktor Jachmann sein bewußtendes Lächeln aufsehen und dergleichen im Stillen Altersschrullen nennen. Es war ja doch keineswegs ein Zeichen des beginnenden Narasimus, daß ihn der fatale Druck jetzt so häufig an der Arbeit hinderte; nein, nein, er fühlte sich ja doch sonst leidlich frisch, dank dieser unwahrscheinlich regelmäßigen und seiner zarten Konstitution bis ins Kleinste angepaßten Lebensweise, die er seit vielen Jahren durchführte und auf deren scharfsinnige Methodik er stolz war. Nein, um Gottes willen nein, von einer Abnahme der Geisteskräfte war noch nicht die Rede. Es war nur die vermehrte Abhängigkeit von Witterungseinflüssen, die manchmal lähmend auf seinen Geist wirkte. Und dagegen mußte es Mittel geben. Nur Geduld, er würde sie ausfindig machen, diese Mittel. Er durfte ja jetzt noch nicht erschlaffen, noch nicht: das Buch, das der Schlüßstein, die Krönung seines Lebenswerkes werden sollte, mußte vollendet sein, wenn der Senftenmann anklopfe, ihn zum letzten Gang abzuholen. Wohl schrift die Arbeit langsam genug voran, und mühselig nur fand er sich selbst oft in dem von Korrekturen wimmelnden Ma-

nuskript zurecht. Doch Geduld: er und das Werk — sie würden einander gegenseitig die Kraft verleihen, deren sie bedurften, — bis zum Ende, bis zur Vollendung.

Freilich war nicht darauf zu hoffen, daß die Zeitgenossen es gleich mit dem rechten Verständnis empfangen würden, mit der brennenden, selbstlosen, gründlichen Neugier, die er für seine Schriften fordern durfte. Ach, er hatte es längst bemerkt: manche der Herrn Kollegen fürchten sich vor einem neuen Buch aus seiner Feder. Eingeschworen auf mühsam erworbenes Schulwissen fühlten sie sich beunruhigt durch das Neue und Unerhörte seiner Lehre, die zum Umlernen nötigte. Wie war es denn damals, im Jahre 81, gewesen, als er ihnen die große Fackel entzündet hatte? Hatte nicht der famose Herausgeber der „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, der Allerweltphilosoph Feder, gesagt: die Kritik der reinen Vernunft sei „dem Genius der Zeit gar nicht angemessen“? Haha, in der Tat: das war das rechte Wort, wenn man's nur recht verstand! Es gab auch einen schlichteren Namen für diesen „Genius“, und der hieß: Trägheit, Flachheit, Unmöglichkeit. Wie viele waren es denn gewesen, die Kraft, Zähigkeit, Selbstverleugnung genug besaßen, um ihm nachzuklimmen bis zum Kamm des ungeheuren Gebirges, das er — nach dem großen Erwachen aus dem dogmatischen Schlußmer — in den elf Jahren des stillen, einsamen Ringens siegreich ersteigten, in dessen harten Stein er einen freilich nicht sehr bequemen, nicht sehr komfortablen Weg geschlagen hatte? Wer unter den Lebenden ermahnt denn den Triumph des Menschengeistes in seiner ganzen ungeheuerlichen, schwindelnden Größe, wer erkante den leichten, liebsten, unabsehbar weit tragenden Sinn der Revolution des Denkens, die er durch sein Werk angestiftet hatte? Wer begriff es ganz, daß jenes Jahr 81 eine Weltwendung bedeutete?

Natürlich, er hatte es nicht anders erwartet, klagte man allerorten über den Mangel an Gemeinverständlichkeit, über den verschörkelten, blutlosen Scholastizismus, über den Hang zu Haarspaltereien und Schematik, über die ganze spröde, quälend trockene, ungewölkige Darstellung. Möchten sie sich nur die Zähne daran ausbeißen, die bequemen Herrn, die sich gar zu gern die gebratenen Tauben in den Mund fliegen ließen. Er wußte es wohl, warum er, der in früheren Schriften genugsam Proben anziehender und geistreicher Schreibart abgelegt hatte, diesmal, wo es die kühnste, folgenschwerste Tat der

Geistesgeschichte galt, auf gefällige Popularität hatte verzichten müssen. In den Vorreden hatte er's ihnen ja überdies gesagt, hatte er überhaupt so viele unendlich wichtige Fingerzeige zum Verständnis gegeben. Aber wer von diesen schnellfertigen Rezessenten hielt sich bei Vorreden auf. Wohl mochte, seit dem Erscheinen der einfließenden „Prolegomena“ zumal, das Verständnis für seine Lehre zugenumommen haben. Indessen man durfte sich durch äußere Erfolge nicht blenden lassen. Dass er zum Weltwunder avanciert war, zu dessen Besichtigung man aus aller Herren Ländern herbeiwallsahrtete; dass man anonyme Schmähchriften gegen ihn verfasste; dass man Medaillen auf ihn schlug; dass auf Kanzeln und in Frauenzimmergesellschaften die neue Lehre erörtert wurde; dass das Gerücht aufkommen konnte, die französische Nation habe ihn durch den Abbé Sieyès zum Redaktor ihrer Gesetzentwürfe gewinnen wollen; dass Studenten sich wegen des Vorwurfs mangelnden Kantverständnisses duellierten; dass die Jenaer Literaturzeitung vor einem Hochstapler warnen mußte, der sich für seinen Sohn ausgab und mit diesem falschen Freibrief hausierend das literarisch interessierte Publikum brandschäzte: das alles waren gewiß mehr oder weniger amüsante Zeugnisse seiner Berühmtheit. Doch Verständnis, bis zum innersten Kern seiner Gedanken vordringendes Verständnis? Ach, sie ließen sich wohl an den Fingern herzählen, die Wenigen, die es besaßen, für die er nicht umsonst gelebt und mit den Mächten der Finsternis gerungen hatte. Wenn sein Leib vermodert, dieser schmerzende Schädel längst von Würmern gehöhlt sein würde, dann, ja dann vielleicht würde sein Geist leben in Vielen.

Leben — seine Gedanken sogen sich an dem Worte fest. Und ihm war, als verftünde er jetzt, in diesem Augenblick, zum ersten Mal recht eigentlich den Sinn dieses Wortes: leben. Wie Brunnenrauschen aus verschütteten Tiesen klang es ihm: leben, und dazwischen, verweht, zitternd und dünn, etwas wie ein ferner, klagender Geigenton. Hatte er eigentlich — gelebt? In seinem Kopf, da war es freilich lebendig gewesen all die Jahrzehnte hindurch. Welche Schlachten des Gedankens warin darin geschlagen worden, welche Erleuchtungen, Erschütterungen, Umwälzungen hatte er erlebt und erlitten! Dennoch: hatte er gelebt? O, er war nie ein verhockter, menschenscheuer, welfremder Stubengelhrter gewesen, hatte dem Weltfreiben nie in feindseligem Anachoretentum oder mit der schmerzlichen Mischnutz des körperlich Verunstalteten

zugesehen. Gewiß, seine linke Schulter war zeitlebens etwas höher als die rechte gewesen und die Brust ein wenig nach innen gebogen. Aber das war ja, zumal in der Jugend, kaum aufgesessen und hatte ihn nie gehindert, sich heiter und frei in froher Geselligkeit zu bewegen. Hatte man ihn nicht gar, nach den ersten, kargen Jahren des Privatdozentismus, als höhere Einnahmen ihm ein wenig Eleganz der Kleidung ermöglichten, den „schönen Magister“ genannt? Hätte nicht mancher vornehme junge Kavalier, der ihn, den armen Sattlerssohn, auf der Straße hochmütig übersah, mit heimlichem Neid beiseitestehen müssen, wenn im Reichsgräflich Kesselingkschen Hause die jungen Damen ihn umringten und er durch seine gewandte und seine Unterhaltung sie fesselte oder durch drolligen Wit zu hellem Lachen entzückte? O, er hatte doch wohl ein wenig vom Leben kennen gelernt. Er hatte — mit Maßen, denn es galt, einen Organismus zartester Beschaffenheit zu geistiger Höchstleistung fähig zu erhalten — aus dem Becher irdischer Freuden getrunken. Nein, ein grämlicher Kartäuser war er nie.

Wohl war es, von außen betrachtet, ein gar kleines Stück Welt, in dessen Grenzen er sich Tag für Tag bewegt, an dessen Leiden und Freuden er teilgenommen hatte. Aber war denn die Zahl der Meilen, die man auf dieser Erde durchmaß, der Menschen, mit denen man umging, das Entscheidende? Wem Natur die rechten Augen und Ohren gegeben hatte, der brauchte nicht erst an den Höfen großer Herrn, im Treiben der Weltstädte, unter den Völkern ferner Zonen Erfahrungen zu sammeln, sich nicht in kostspielige, zeitraubende, bedenkliche Unternehmungen und Abenteuer zu stützen: der hatte im Mikrokosmos seines Alltags zugleich die unendliche Mannigfaltigkeit des Weltganzen und der Erlebensmöglichkeiten. Und gab es nicht Bücher? War er nicht mit ihnen gleichwie in zauberhaften Flugmaschinen kreuz und quer durch aller Herrn Länder und Meere gereist? War, was sein inneres Auge auf solchen Fahrten aufnahm, nicht farbiger, wirklicher, lebendiger in ihm als das, was mancher mit der Postkutsche oder dem Segelschiff Fahrende an Erinnerungen heimbrachte? War die Kraft seiner anschauenden Phantasie nicht häufig schon andern ein Gegenstand tieffsten Staunens gewesen? Hätte er nicht einst in Gesellschaft mit Worten ein so getreues Abbild der Westminsterbrücke gezeichnet, daß ein Engländer ihn fragte, wie lange er in London gelebt und ob er Architektur studiert habe?

Die Linke auf dem Rücken, die Rechte über die mächtige, schmerzlich verzogene Stirn gepreßt, in gebeugter Haltung und mit ein wenig zitternden Knieen, so schritt er beim ungewissen Schein des Nachlichtes ein paar Mal in dem kleinen kahlen Zimmer auf und ab und ließ sich dann in der Nähe des Fensters auf einem Stuhl nieder. Ach, ihm war elend, sehr elend zu Mute. Und sonderbar zerstreut fühlte er sich. Ein vages Durcheinander alter Erinnerungen und unklarer Empfindungen hüpfte fortwährend durch sein Bewußtsein, ein schattenhaftes Geisterheer, das er nicht zu bannen vermochte. Er schämte sich dieses innern Aufruhrs ein wenig. Früher, da hatte ein kurzer Ruck genügt, und aller störende Spuk war zerstoben, die Atmosphäre des Geistes war wieder rein und klar und kühl. Jetzt aber — wie schwer fiel ihm oft solches Disziplinhalten.

„Was zog sie von ihrem Finger?
Von Golde ein Ringelein.
Da hier, da hier, mein Zimmergesell,
dabei gedenke du mein.“

Selbstsam, ärgerlich und selbstsam — da waren sie wieder, diese irgendeinmal in frühen Jugendtagen gehörten Verse, die ihn seit ein paar Tagen verfolgten. Richtig, nun fiel es ihm ein: die schwarzungige Tochter des Kupferschmieds in der Sattlergasse, ein keckes, lebensfrohes Ding, hatte, während sie in der Küche oder dem kleinen Gemüsegärtchen hantierte, früh und spät das rührsam-neckische Lied von der Markgräfin und dem Zimmergesellen gesungen. Und als wieder einmal gar zu laut der Gesang über die enge Gasse herüberhallte, da hatte seine Mutter, ein wenig ärgerlich das Fenster schließend, zu dem über seine Sattlerarbeit gebeugten Vater gesagt: „Die Marzell sollte lieber Sonntags in die Kirche gehen und dort zu Ehren des Heilands ein christlich Lied singen, statt mit solchem weltlichen Schnickschnack die Nachbarsleute zu stören.“ Die Mutter — eine warme Welle innigster Wehmuth zog durch sein Herz. Seine Mutter... Was waren es für köstliche Stunden gewesen, wenn sie ihn — ihr „Manelchen“ — bei der Hand nahm und mit ihm hinaus vors Tor wanderte, ihm Blumen und Käfer zeigte und in strommer Begeisterung von der Allmacht und Weisheit des Schöpfers sprach. Dies Kind, das er im Geiste da neben der zarten Frau mit andächtig großen Augen einhertrippeln sah, das war er selbst; er selbst — o tiefes Wunder, — und dennoch ja längst nicht mehr er selbst. Er selbst: so wie in allem Wechsel der Erscheinung die

Substanz beharrt; und dennoch nicht er selbst: wie alles Sein ein ewiges Werden und Vergehen ist... Das Rätsel des Ich starrte ihn, aus dunklem Grabesbach emporsteigend, noch einmal mit jenem unheimlichen Blick an, auf dessen Grund ein grausamer und schauerlicher Wahnsinn zu lauern scheint. Und doch wußte er im gleichen Augenblick: er war es ja, der das Rätsel gelöst hatte; vor dem sieghaft durchdringenden Strahl seines Geistesauges hatte sich die Spinze in den Abgrund gestürzt.

„Und wenn dir der Wein zu sauer ist,
so trinke den Malvasier,
und wenn mein Mündchen dir süßer ist,
so komm nur wieder zu mir.“

Ihm war, als sei es gar nicht er selbst, der sich der alten Weise erinnerte: irgendwo, in einem entlegenen, ihm längst nicht mehr erreichbaren Winkel seiner Seele erklang eine Stimme, und seine Lippen flüsterten, was sie sang, halb widerwillig nach. Was wohl die Freunde, Kraus oder Motherby, dazu sagen würden, wenn sie erführen, daß er, die Fleisch — nein doch: Haut und Knochen gewordene reine Vernunft hier, zwischen Mitternacht und Morgengrauen, sentimentalische Balladen rezitierte, et, dem jedes seelische Sichgehenlassen, jedes Abschweifen des Gefühls in dunkle, der Herrschaft des Geistes noch nicht unterworfsene Bezirke als Unordentlichkeit und Mangel an Selbstzucht zu gelten, der keine „Stimmungen“ zu kennen schien außer der einen ewig gleichen maßvollen, zufriedenen, von ein wenig Hypochondrie umschatteten Heiterkeit. Sicherlich würden sie denken: der Alte wird immer wunderlicher — nun schwärmt er gar.

Er wußte es wohl, daß man in den Zirkeln der „Jakobiten“, die er gefühlsgeligen Prediger verschwommener Mystik, ihm Armut des Empfindens und seelische Dürre nachsagte. In seiner Philosophie, meinten sie, sei das „Gefühl“ zu kurz gekommen, und glaubten wohl, sich diesen „Fehler“ aus einem Mangel seiner Natur erklären zu dürfen. Diese dunkelhaften, unzulänglichen, bei aller Scheintiefe flachen, sich selbst und andere betrügenden Schwarmgeister, die ihr Lallen für Orakel, ihr Taumeln für Hochflug auszugeben suchten! Als ob die Verbannung der Inspiration, der intellektuellen Anschauung, der Offenbarung, des Gefühls aus seiner Lehre nicht gerade das Wesentliche und Notwendige an ihr bedeutete. Als ob nicht dieser Weg allein und kein anderer zur Erkenntnis streng allgemeingültiger Gesetze für unser Denken und Handeln

führte. Als ob nicht das Gefühl, dies ewig Chaotische, Unbeständige, Blinde, Zweideutige, alle Reinheit des wissenschaftlichen und ethischen Denkens früben, alle Willkür des Subjektivismus nach sich ziehen, alle mühsam errungene Gewissheit objektiver, überindividueller Geltung wieder zu bloßem Schein verflüchtigen müchte.

Von alledem ahnten sie nichts, die vornehmen Richtstuer der Philosophie, so wenig sie von seinem innersten Selbst wußten. Was ihnen als eingeborener Mangel erschien: diese trockne Gelassenheit seines Wesens und seiner Lebensführung, war das nicht zu einem guten Teil das kostbare Ergebnis einer langen, strengen Selbsterziehung? Früh hatte er sich als Auserwählten des Geistes erkannt und sich die Bahn, die er gehen wollte, vorgezeichnet, doch zugleich sich nicht verhehlte, daß dieser Weg Entzagung bedeute. Überschwang und Abenteuer des Herzens, so hatte er gefühlt, würde ihn, den Zarten, Schwächlichen, unfauglich machen, die Last der Arbeit zu tragen, die er sich aufzürde. Und in solcher Erkenntnis hatte er die stille Abdämzungsarbeit aufgenommen gegen die — niemals ungefähr, doch fühlbar — drängenden Triebe des jungen Blutes, hatte sein Ohr abgewandt, wenn das Lied der Sehnsucht, das durch die Welt geht und die Herzen der Menschen betrifft, von ferne es traf, war den Leidenschaften, wo immer er sie auf sich zukommen zu sehen meinte, behutsam ausgewichen. Nur einer Liebe hatte er sich von Jugend auf zügellos hingegeben: der Liebe zur Metaphysik. Und hatte die hehre Geliebte ihm nicht Seligkeit genug gewährt, ihn die Entbehrung jenes andern, gewöhnlichen, erdgebundenen Glückes vergessen lassen, das häufig genug in Alltagsorgen und abstumpfender Gewohnheit schnell erstickte? Ach warum denn, warum denn so oft jetzt daran denken, was vielleicht hätte sein können, was durch Abtrünnigkeit von seiner erhabenen Mission vielleicht zu erkaufen gewesen wäre. War der nicht der wahrhaft Glückliche, der sein Herz nicht an ein einzelnes sterbliches Wesen verlor, sondern der Menschheit lebte, — nicht der gegenwärtigen mit ihrer Torheit, Roheit, Niedrigkeit, sondern der, die dereinst sein würde — dank der Arbeit ihrer Bildner?

Nein, er hatte nicht um verfäumtes Glück zu trauern. Er hatte das Größte erreicht, das der Mensch zu erringen vermag, Unsterblichkeit. In seinem Namen würden dereinst die Völker der Erde sich friedlich die Hände reichen und endlich die „Idee der Menschheit“, den erhabenen Leit-

gedanken seiner Sittenlehre, in ihren Willen aufzunehmen. Und mochte die volle Größe seines Werkes den Zeitgenossen auch noch nicht erkennbar sein, so war doch sein Leben reich an wärmender Liebe und herzlicher Freundschaft wie nur je das Leben eines, der droben in den kalten Gletscherregionen des Geistes sein Haus gebaut hat und darum im Gewimmel des Tales drunter, so oft er hinuntersteigt, doch stets ein Fremder bleibt. Ja, es schien ihm nun, da er nicht weit mehr vom Ziel war, gut so, daß nicht die festgeknüpften Bände eines Familienlebens ihm und andern das Scheiden schwer machen konnten. Wenn dennoch ihn jetzt, in dieser nächtlichen Stunde, das Gefühl der Einsamkeit überkam: im Alter fühlt sich wohl ein jeder allein. Jugend findet zu Jugend, denn ein jeder trägt alle Möglichkeiten des Werdens in sich und versteht darum den andern unmittelbar. Hat erst das Leben den Einzelnen gesetzt und zur Persönlichkeit begrenzt, so ist das Finden nicht mehr so leicht. Jeder zieht sich tiefer ins eigene Selbst zurück in der verstohlenen Sehnsucht, daß die andern ihm dahin folgen möchten. Doch selten nur folgt einer; und wer's versucht, dem erschweren überdies mancherlei Hindernisse den Weg; — unbeholfene Scheu und seelische Gebundenheit durch die Konventionalitäten des Alltags am häufigsten. Nur selten noch wagt es einer, den andern zu fragen: sage mir doch, wer du bist, du Lieber ...

Und er dachte an ein Erlebnis der vorigen Tage. Es war auf einer seiner kurzen mittäglichen Promenaden unter den schattigen Bäumen des Königsgartens gewesen. Wie es lebhaft schon einige Male geschehen war, daß plötzlich ihm die Füße den Dienst versagten und er hinfiel, so war er auch hier, von einer Augenblicksschwäche übermannt, auf dem Wege umgesunken. Da hatten zwei gerade vorübergehende Damen mit freundlichem Bedauern ihn aufgerichtet. Er aber hatte der ältern mit artigen Dankesworten die Rose gereicht, die er just in der Hand trug. Gern wäre er im Gespräch mit den liebenswürdigen Helferinnen verweilt; doch ein wenig Verlegenheit, die ihn jetzt grundlos dünkte, machte, daß man alsbald mit höflichem Gruß von einander schied. Was aber war es gewesen, das ihn an diesem feinen, gütigen, unverkennbare Spuren ehemaliger Schönheit tragenden Matronenansatz der Einen so gefesselt, als sie, über den hilflos Liegenden gebogen, ihm die Hand hinreichte? Warum war es wie ein Hauch verwehten Erinnerns dabei durch seine Seele ge-

zogen? Er sann von neuem angespannt nach und vergaß ganz, daß er noch gestern, seine Gedanken wieder einmal auf dieser Fährte erfappend, sich ernstlich zu strengerer Zucht ermahnt hatte. Jetzt aber mit einem Male schien es ihm, als höben sich die Erinnerungsschleier.

Damals in Arnsdorf war es gewesen, wo er als junger Hauslehrer die Söhne des Majors von Hülsen unterrichtete. Da war bisweilen eine junge Verwandte des Hauses vom benachbarten Gut zum Besuch erschienen, ein feines, zierliches Mädchen. Und es hatte sich ein paar Mal gefügt, daß, wenn nach beendetem Unterricht er sich mit seinem Newton in eine etwas versteckt liegende Laube zurückziehen wollte, dort, im grünlichen Schimmer des vom dichten Geißblattgerank abgeblendeten Sonnenlichts bereits das junge Fräulein mit einem Band Popescher Gedichte oder einer Handarbeit saß. Hatte er dann erröten um die Erlaubnis gebeten, einzutreten zu dürfen, so war es mit einem kindlich schalkhaften Blick aus den in lichter Bläue schimmernden Augen gern gewährt worden. Und während geschäftige Bienen die Laube umsummten und vom nahen Feld her dann und wann das Dengeln einer Sense erklang, hatte man sich über die Vorzüge des Landlebens, die Schönheiten der Popeschen Poesie und über ähnliche unverfängliche Dinge aufs Angenehmste unterhalten. Auch erinnerte er sich, daß er in jenen hellen, glücklichen Sommertagen ein wenig mehr Aufmerksamkeit als sonst auf seine bescheidene Kleidung verwandt und den von der Perücke auf die Schultern gefallenen Puder jeden Morgen etwas sorgfältiger vom Rock gebürtet hatte. Bis eines Tages, nachdem das schöne Wesen lange Zeit nicht mehr erschien war, er auf die scheinbar nebenhin gestellte Frage nach ihr erfuhr, daß sie mit ihren Eltern nach

Kurland verzogen sei. Nie hatte er sie seitdem wiedergesehen. Die Dame aber, die ihm bei jenem kürzlichen Unfall hilfreich die Hand bot, die hatte in ihre Augen gehabt, ihre wunderbar hellen Augen, aus denen das Licht eines heitern Sommertags zu leuchten schien. Nun, es war ja gewiß nur eine Ähnlichkeit — oder war sie es am Ende doch selbst gewesen? Und er suchte sich zu bereden, daß er auch in ihrem Antlitz ein flüchtiges Aufglimmen der Erinnerung bemerk habe. Ob sie seine Rose wohl noch bewahrt? Doch nun war sie gewiß schon verwelkt; so wie sie beide jetzt alte, welche Menschen geworden waren ...

Er trat ans Fenster, öffnete die Läden und beugte das Haupt ein wenig hinaus in die laue Nacht. Kein Lüftchen regte sich. Dieses, feierliche Schweigen lagerte über den Dächern der Nachbarhäuser, und vom Garten herauf stieg ein Hauch vom süßen Atem der träumenden Fliederbüsche. Er hob den Blick. Dort oben stand die Wega und leuchtete inmitten eines ungeheuren Sternengewimmels in strahlender Helle vom tiefblauen Himmelsgewölbe. Lange sah er hinauf und bewegte einige Male die Lippen zu lautlosem Flüstern. Hallers Verse sielen ihm ein: Die Sterne sind vielleicht ein Sich verklärter Geister.

Und da plötzlich erklang unten im Garten, mit leise flötendem Einsatz und allmählich zu vollhinstromendem Gesang anschwellend, von Pausen unterbrochen, in denen die Töne sich zu neuen, schmelzenderen, sehnsuchtsvollern Folgen zu sammeln schienen, das Lied einer Nachtigall. Regungslos lauschte der Greis. Bis langsam der Glanz der Gesichter blässer wurde und die beginnende Dämmerung das Nahen eines neuen Tages verkündete, der neue, mühselige, kostliche Arbeit bringen würde.

Dichter

Kurt Bock gewidmet

Herz des Dichters,
liebeblühend tief in allem Leben
dich in fernste Himmelshöhen.
rankest du mit deinen Sternenblüten

Herz des Dichters,
tief im Tag bewegt und tagverloren
schlägst du laut in heißer Sehnsucht,
Sternenkeime in die Herzen rings zu säen.

Herz des Dichters,
Flamme du aus Geist und Liebe
leuchtend über nachtverlorinem Tale
allem reinen, guten, hohen Wollen ein Fanal.

Franz Alfons Gayda

Der Abgrund

(Eine Gebirgsexpression)

Von Dr. Walter Meckauer

Der Koppengänger saß an einem Tisch der deutschen Baude. Er hatte die Ellenbogen aufgestützt.

Es war das Gebrumm von sprechenden, lachenden und essenden Menschen. Das Stuhlrücken, Tellerklirren des Mittagsmahls. Auf den weißgedeckten Tischen standen Blumensträuße in blauen Vasen. Knieholz, Teufelsbart, gelbe Gebirgsanemonen, blaurötliche Bergorchideen. Die Holzdecke, gebräunt und von dicken Balken durchzogen, lastete wie ein Mantel über den kauenden und schwatzenden Menschen. Mit Gecklirr rasselten jeden Augenblick Neuankommlinge durch die Holztür herein. Die Spitzen ihrer langen Bambusbergstöcke knallten auf die Granitsteine vor dem Eingang. Dann blieben Einige an dem Büfett am Eingange stehen und stürzten einen Stosndorfer hinunter. Die Andern rissen sich die Münzen vom Kopfe und schwenkten sie in der Luft, daß die Regentropfen herabkollerten.

„Ein verfluchtes Wetter.“

Wo ihre Stiefel hintraten, bildeten sich kleine Lachen auf dem Fußboden. Sie schritten quer durch das tabakblaue Zimmer und setzten sich in die anstoßende Veranda, auf welche die Schlossen wie mit Fäusten trommelten. Die breiten Fenster waren von Wasser verklebt. Und wenn man mit der Hand einen Fleck freiwischte, dann sah man draußen vor der Baude eine triste, von drei Pfählen gestützte Telegraphentstange, über welche abgerissene, feine Nebelgebilde wie Schnecken mit ausgestreckten Fühlhörnern hinkrochen.

Von den Traufen heulten dicke Tropfen nieder.

Der Koppengänger richtete sich an seinem Platze auf, stopfte die Fäuste in seine grüne, elegante Bergjoppe und blickte über die Tische hinweg nach der Tür. Sie schlug fortwährend auf und zu. Die Tischflüchter in ihrer Nähe wehten jedes Mal, wenn sie aufging, wie Fahnen.

Der Koppengänger schob den Stuhl zurück und ging langsam durch das Baudenzimmer. Er betrachtete die ausgestopften Vögel an den dunklen Holzwänden, die Hirsch- und Rehgeweih und trat dann vor die Tür hinaus. Gerade warf sich ein plumper Wolkenballen mit aller Wucht über die Ballustrade am Abgrund empor. Aber als er

den Boden des Kegels berührte, stob er auseinander und schwirre in einzelnen Fehren wie Rauch um die Koppenhäuser.

Unter dem fliegenden Nebel jedoch erschien plötzlich das Tal in Sonne.

Der Koppengänger reckte seine stolze Gestalt und trat wieder in die Baude zurück. Er nahm seinen eisenbeschlagenen Wanderstock vom Haken, huckte den Rucksack über und stülpte den grünen Modehut auf den Kopf. So trat der Tourist von neuem vor die Tür.

Der Koppengänger war ein junger Mann, der eben zur vollsten Kraft gelangte. Schultern und Brust breit, die Backen braun, die Füße in grünen Wadenstrümpfen und derben Schuhen. Er trug keinen Bart, und sein Gesicht hatte etwas von einem Schauspieler und einem Landgeistlichen. Dabei waren seine Augen braun, und ein merkwürdiger elektrischer Funke in ihnen, welcher den, der ihn anblickte, beunruhigte.

Er blieb eine Weile an der Baude stehen und spähte über den Jubiläumsweg (durch dessen Bau der Riesengebirgsverein sein 25jähriges Stiftungsfest verwelt hat) hinweg nach dem Schmiedeberger Kamm hinunter, der sich langsam aus den gleitenden und schiebenden Wolken schälte. Die schwarze Koppe hatte eben die leichte Kappe abgeschüttelt. Und schon erschienen die Felswände des Melzergrundes in Sonnenbeleuchtung.

Am Himmel glasten große, blaue Inseln.

Der Koppengänger, der einen Rundgang um die Koppe mache, blieb schließlich in der Nähe des astronomischen Observatoriums auf einem Steinvorsprung stehen. Zu seinen Füßen jagten noch immer Wolken, aber man sah schon ganz unten, zwischen den Spalten und Rissen, die schwarzen Hütten auftauchen, die den Riesengrund längst der Alpa durchziehen.

Dem Wanderer schwindelte vor dem Abgrund. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Aber als er den Kopf zur Seite wandte, sah er hinab in den Grund der Lomnitz.

Da ließ er sich vorsichtig auf das Felsgestein nieder, schnallte seinen Rucksack ab und legte ihn neben sich. Sihend, mit gespannt vorge neigtem Oberkörper, schaute er in die Tiefe hinunter.

Die Wolken waren jetzt nur noch wie weiße Zugvögel, die über den Kamm dahinschlitterten. Er konnte sie mit der Hand habschen. Ihre Schattenumrisse, die sich auf den Felsen der beiden Abgründe zeichneten, trabten gleich schwarzen Tierheerden von der einen Seite herauf und verschwanden, über den Kammgrat galoppierend, wieder in der Tiefe. Der Wanderer konnte es genau beobachten, und er machte sich seine Gedanken darüber.

Er sandt manches Gleichen für diese eilenden Schwabewesen, die sich verbreitend und sich verengend, den Abgrund belebten. Am liebsten aber sah er in ihnen rauschende Flügelgeister, mit denen er im Sturme hätte dahingleiten mögen.

Weit über den tiefgehöhlten Abgrund hin, auf dem entgegengesetzten Kammgrat hinunter, und dann wieder weiter und hinab über das Tal, hinab, in irgend so eine einsame Bauernhütte, wo die Enge des Dorfes wohnte. Dorthin wollte er die Wut und das Heulen und den freien Glanz der Koppe bringen.

Ein Felszacken unter ihm nur verhinderte seinen Ausblick. Langsam rückte er auf dem Steine vorwärts. Und nun saß er ganz vorn, am äußersten Ende der Platte, und rechts und links öffneten sich die gewaltigen Schluchten.

Sein Herz jauzte, und sein Geist fauchte wie ein Habicht hinunter bis auf die Talsohle. Seine Augen bohrten sich in die Wälder zu seinen Füßen ein, und seine Wünsche sprangen wie die Sturzbäche, deren Rauschen er bis herauf hörte, über Klippen und Geröll.

Veilchenblau schimmerten die Schuttähnchen des Koppenrumpfes, auf dem er saß, dazwischen blinkten ganze Striche grün von Moosen und Steinblechen. Hier und da stand auch ein Knieholzgebüsch. Zackig und grauschwarz ragten härtere Felspartien hervor.

Der Wanderer sah den Brunnenberg zum Greifen nahe. Und lustig schaukelte er mit seinen Füßen, die von der Felsplatte in den Abgrund hinunterhingen. Ihm war es, als schwelte er, unsichtbar getragen, hoch über der Welt, und als bedurfte es nur eines Stoßes mit einem Fuße, um dahinzusliegen über die Erde.

Aber plötzlich schreckte er vor seinen eigenen Gedanken zusammen. Fürchterlich! ein Stoß mit dem Fuß, und er läge zerstört. Er saß ja doch hier oben, und was da unten lag, das war kein bloßes Bild, kein Traum oder eine schöne Vorstellung, sondern das war Wirklichkeit, und wenn er sich über ihn hinüberlehnte, so musste er

fallen. Das alles war Wirklichkeit. Er fühlte sie bloß hier oben nicht.

So eindringlich er sich dies auch sagte, ihm war es doch ein merkwürdiger Gedanke, daß dort die Tiefe für ihn jemals ein Daseiendes zu werden vermöchte, an dem er zerschellen könnte. Er spürte sogar eine Art Lust in sich, das hübsche Landschaftsbild auf die Probe zu stellen, um seine reale Existenz zu erweisen.

Von einer einzigen kleinen Bewegung sollte Leben und Tod abhängen?

Könnte er nicht unwillkürlich zusammenzucken und stürzen? Könnte er nicht einen Augenblick vergessen, wo er saß, und sich zu weit vorbeugen? Könnte sich nicht das Felsstück unter seiner Last loslösen? Oder wenn er es absichtlich tat? Als Trost? Um zu zeigen, daß er sich nicht fürchte? — — — Er mußte sich gestehen, daß dieser Gedanke etwas Verlockendes hatte.

Dann würden alle ausschreien, er sei verunglückt, aus Unvorsichtigkeit, oder er sei wahnsinnig geworden. Oder er hätte einen Schwindelanfall gehabt.

Einen Schwindelanfall — ja, wenn er die Besinnung verlore? Wenn das Tal sich drehte? Was dann? Wo sollte er sich festfassen? Und dann der Aufrüttel der Fremden. Der würde ihn ganz kopflos machen.

Unwillkürlich griff der Wanderer mit beiden Händen nach hinten und krallte sich an dem Gestein fest.

Stand jemand hinter ihm? Wenn jemand jetzt schreien würde — er würde den Halt verlieren. Wenn ihn jemand anstieße?

Aber er wagte nicht, sich umzusehen. Er krammerte sich nur fest, fester.

Er wagte nicht den Blick von dem Abgrunde zu wenden. Er starrte starr hinab.

Ein Gefühl schlich in seinen Körper, als wenn sein Blut vereiste. Höher und höher kroch es in seinen Adern. Unten begannen sich die Wiesen und Hütten und Felsen langsam zu drehen.

Mit letzter Kraft zog er die Beine empor, und ihm war es, als löste er sie von einem Magneten los, der an ihnen gehangen. Dann beugte er seinen Körper langsam nach rückwärts auf die Felsplatte und rückte vorsichtig Stück für Stück zurück. Ein Windstoß kam jetzt über den Kamm und schien ihn hinabblasen zu wollen. Eine Wolke breitete sich um ihn her.

Und wieder erschien ihm, während er die Augen schloß, das Talbild. Und eine Hütte, in deren Enge er die Wut der Koppe hineinfragen wollte.

Die Angst schlug wie ein Hammer in ihm. Er blieb auf dem Rücken liegen, aus Furcht, beim Aufsehen den Halt zu verlieren. Und nun blickte er in den Himmel, über den fortwährende Schleier dahinjagten. Schichtenweise schwammen sie übereinander, stießen sich und verwirrten sich wie Frauenhaare.

Und dem Bergsteiger war es, als schwämme er mit ihnen, ganz leise und fast unmerklich, wie auf einem großen, stillen Schiff.

Und unter dem Schiffe, über dessen Planken seine Füße ragten, rauschte das Meer.

Er fühlte einen Schmerz in den Füßen, als wäre es ein physischer, obgleich er wußte, daß sie unberührt auf der Platte lagen. Als wenn ein Hecht oder ein Hai oder ein Walsisch in sie hineingebissen hätte.

Und es zog ihn an den Füßen wie ein Bleigewicht, dämonisch und gegen seinen Willen. Und so sehr er sich sträubte und die Augen am Himmel, den er über sich sah, anklammerte, — die Füße glitten ihm unter dem Leibe weg und

zerrten ihn mit sich nach vorn. Es war, als hing eine Wolke auf ihnen, schwer wie die Enge einer Hütte — — eng — —

Und der Koppengänger erhob sich und trat auf die Wolke — — —!

* * *

In einer engen Baude des Tals saß am Abend ein Wanderer. Den grünen Modehut über einen leinenen Kopfverband gestülpt. Die Augen braun, mit einem merkwürdigen magischen Funken. Sein Gesicht undeutbar, wie das eines Schauspielers oder eines Landgeistlichen...

Und als es zwölf Uhr schlug, ging er in seine Kammer und schloß sich ein. Er legte den Hut ab, nahm den Verband, der nach Karbol roch, vom Kopfe und warf ihn zu dem schmalen Fenster hinaus. Dann entriegelte er von neuem die Tür... Eine graue Gestalt huschte herein.

Und unter dem mondblauen Mantel der Nacht, der ihn umschlang, goß er die Wut des Gebirges in den Schoß der Talfrau.

Orpheus

Von Arthur Silbergleit

Gefänge aus dem „Orpheus“

Diese Dichtung, von der hier aus Raumnot natürlich nur Bruchteile dargeboten werden können, will die zeitlosen Grundkräfte der Seelen göttler Rhythmus und Eros zu einer künstlerischen Einheit binden und durch ihr oft mythisches Gewand das ewig Gültige, das rein Menschliche, hindurchsimmern lassen. Orpheus war ja der Ahnherr des Gesangs, zugleich der Geliebte Euryndices, und so scheint gerade er (troß Offenbach) zu einer ernsthaften Verkündigung dieser Gefühlsbindung berufen. Die innere Gliederung des Werks, die natürlich nicht statt philologisch, sondern reigenbunt und wechselseitig wie der Rhythmus des Lebens selbst sein muß, sieht vier Stufungen vor: Orpheus singt, er erzählt, er sinniert und er wird von seinen inneren Gesichten überwältigt. In einer Szene im Elysium nehmen zuletzt die führenden Persönlichkeiten des alten Griechenlands, Bildhauer, Staatsleute, Feldherren, Dichter und besonders die Philosophen zu Orpheus und seinen Seelen-götter Rhythmus und Eros Stellung, indem ein jeder seine besondere Lebensauffassung und Lehre verkündet: hier wird wohl zum ersten Male in der deutschen Dichtung der Gegenwart

der Versuch gewagt, den Subjektivismus der Lyrik zu fast wissenschaftlichen Gebilden der Rhythmis zu objektivieren. Mit einem Hymnus der Sonne, die dem auf einem Zeusadler in seine Ätherheimat entschwebenden Orpheus als ihrem Bruder im Harmanieenreiche entgegenjaucht, schließt dieses Werk, das noch seines Verlegers harrt.

I.

Orpheus an eine Scherbe

Du bunter Regenbogenerbe,
du unansehnlich kleine Scherbe,
die ich am Waldesraume fand,
von Heras Tempelkelch ein Splitter,
dein siebenfarbnes Lichtgezitter
Flammt auf wie Meer und Ätherbrand.

Ich weiß: du läßt dich leicht zerstreuen,
um zu erstechn in Glutpropheten,
Smaragd, Achat, Granat, Topas,
und anmutvollst zurückgewonnen
wirfst du vom Glanz der Morgensonnen
und Frühlingskrau auf jungem Gras.

Doch daß du ewig nicht als harter,
in seiner Schauensglut erstarrter
Weltspiegel und als fühllos gilst,
bezwinge ich deine spröde Kehle:
mit Überjubel meiner Kehle:
Ich singe, und du schmilzt!

II. Vision

Wie Masken noch aus toten Marmorzügen
uns Leben täuschen, ihre Linien lügen
Bewegung, doch sie selber bleiben starr,
so sah ich vom Vulkan jäh überraschte
Gesichter, die noch Lavastaub umschäte,
den Mund schreckausgerissen, wie ein Narr
als Zwischenspieler zwischen den Tragöden
oft ahnungslos ihr ernstes Spiel erneut
und in der Augenhöheln Seelenöden
Lemurenblicken Nachtaufzüge heut.

Mich schauerte, ihr Angesicht zu schauen,
sie schielten an mich stier und augenschief.
Mich fror, wie mir das Riesennachttier Grauen
hinab am Wirbel meines Rückens ließ.

III. Orpheus singt

Und Sommer überprangten glühend Lenze,
und immer brannte in mir Farschergier:
„O Herr, erhelle mir die dunkle Grenze
von Stein und Blume, Gottheit, Mensch und Tier!

Wo ruhten wir zu einer Form gebunden,
gesammelt ganz von deiner Schöpferkraft?
Wann blühte die Guirlande erster Stunden
uns noch von keiner Parze Band gestrafft?

Verwischtest du nicht rätselnd deine Spuren
der Schöpfungseinheit uns durch Finsternis?
Wann spaltete dein Schwert uns Kreaturen
in einen Körperriß und Seelenriß?

Doch wieviel Fragen auch die Lippe stammelt,
durch alle Zweifel jauchzt es sieg gewiß:
Einst ruhn wir wieder, von dir eingesammelt,
in deinem Riesenmantel Finsternis.

IV. Gesang Eurydices

Haus ohne Ausgang, o mein Leben,
du dunkeltiefes Labyrinth,
ich will durch deine Pforten streben,
doch meine Blicke flackern blind.

Urhaosnebel überflaggte
die Fenster dir, die Wimpern mir.
Aufklöpfen mich nur Holzwurms Takte
aus dem lemurischen Revier.

Gehaßt von Schattenschergenhänden
Aon' ich, Dämon eingebannt,
vor deinen schwarzen Kerkerwänden,
durch mein Jahrtausendmythenland

vom ewigen Teppich Nacht verhangen
und urzeituhlaufgeschrien,
mit acherontisch dumpfem Bangen
voll stygiescier Melodien.

Weh! Holzwurm läßt die Toten reden
aus Tisch und Stuhl und starrer Wand!
Erfaßt Atriadnesfäden,
selbst labyrinthisch, nie die Hand?

Wie viele Geistergeigen sangen
mich siedelnd in dein Abendhaus!
Ich selbst, Urabend, eingefangen,
füh'l nie aus mir und dir heraus.

Doch, daß ich einst den Ausgang fände,
mal' ich im Licht- und Schaffenwehn
mit weiße Türen an die Wände,
durch welche meine Träume gehn.

V. Orpheus in einer Mondnacht

Der Mondhirt zog das weidend hingegnebne
Lamm einer Wolke zu Dianas Thron.
von seiner Riesenhimmelebne.

„Empfange Dank, getreuer Atherjohn,
doch schon mein Pfeil die Zartheit solcher Vließe!“

Da dünkte ihn, die Sternenwiese spricke
in goldenen Blüten ihm der Göttin Lohn.

VI. Orpheus an Eros

Ewig brennt Hochzeitsglut des Athers und der
Erde,
wenn nur es du, Durchloher Eros, willst,
du reist am Jügelblitz die Sonnenpferde
und dithyrambst, wenn Helios' Wagen schmilzt,
von deinen Flammen kochend überflossen,
du aber segst wie ein Arenaheld
mit allen wildgemähnten Feuerrossen
in Triumphfahrschränken um die Welt!

VII.

Orpheus beschwört Eurydices Schatten

Herz, von den schmetternden Hämtern Hephaestos'
ins Tal heimberufen,

blühe hinein in das efeulockige Land,
brause hinaus in den Strophen des Stroms an
den Stufen
zackiger Felsen im gischenden Wogengewand,
kling' über Klippen im Strudel der zischenden
Welle,
schlürfe das Lichblut, das Farrengeäder durch-
rinnt,

Ufer umtanzt' mit der blinkernden Eidechsen
Schnelle,

schwinge in Faltern und schwieße im Aoluswind!
Lächle als silberne Blüte aus dämmerndem Laube,
peitsche die Ather als Falk mit beftückter Kraft,
träume die Süße der Götter als guldene Traube
in deines Blutes nachdurchscheinendem Saft!

Bläue als Veilchenhang hinan zur wolkigen Stille,
die oft vestalinisch, weißgewandet dir naht,
stürz' deine Stimme ein so in Sommerkorn wie
in Rille,

dah' Feld und Bergbach nur dein rauschender
Schwerrat!

Rolle dich viperhaft aus: wie ein flirrendes
Waldband umgürtet
farbig die Kiesel der Borne ursonnendurchhäugt,
und unterm Krondach des schattenden Ahorns

bewirke

wieder Philemon, der treu seiner Baucis sich
beugt!

Gib ihnen deine altarhaft starrende Ruhe,
wenn kein Jahrtausendtaumel dich mehr umfließt
und Zeus der Träume heilige Wolkentrühe
mit einem Sternenschlüssel dir erschließt,
dah' wir dich nicht mehr abenteuerlich schweisen
schauen, gewandelt ewig dein Gewand,
und in dir segnen einen Inselfreien
von der Eosmeere Lerchenstrand!

VIII.

Orpheus in einer verschütteten Stadt

Ich kam in eine vorzeitgraue Stadt.

Die Totentürme der Vergänglichkeit
umhockten schwarze Dohlen flügelmatt,
die noch umstäubt vom Lavaaschenkleid.

An Rauchaltären ruhfen hingekniet,
Jach überstürzt vom Scharlachkleid Vulkan,
Zeus' Befehl. Schluchzend troff ihr Sterbelied
noch Regen. Ruhgewänder angefan-

sah eine fremde Frau mich lange an
und hielt die Hände schützend vor ihr Kind,
ergraut im roten Feuerregenbann,
da sehnte ich mich ewig blicklos blind.

Vielleicht, daß Zeus mich zu erhören schien? . . .
Weltschleier Nebel floß wie Opferrauch
mir Wimpern wölkend. Einen Vorhang ziehn
hieß er der Götter weißen Atemhauch.

IX.

Orpheus an den Wald

Ihr Phantasien aus Laub, gezackt und kraus,
grüne Gedankensprünge Vater Pans,
o Äste: Föhne gellendsten Pääns
durchtoßen euch mit brandendstem Gebräu!

Die Kampffansaren klirrendsten Orkans
durchwirbeln schmetternd, Pan, dein Blätterhaus,
doch manchmal betest du die Stürme aus
und flehst dir heim den Frieden eines Schwans.

Ihr Wipfelspitzen, lehne Arabesken
der Erde auf des Athers blauem Grund,
zu eurer Schatten spiele Tanzgrotesken
tanzt auch der Wolkenmädchen Reigenbund!

X.

Orpheus an das Meer

Mystischer Musikant der Urwelttiefen,
der Geistergeigen zitternder Bezirk,
Ausdeuter wirrer Sternenhieroglyphen
und sturmgepeitschtes welliges Gebirg,

der Gotttheit großes Gleichen, Auf und Nieder,
Wallfahrer unsrer ewigen Pilgerfahrt,
du Riesentänzer um Tritonenlieder,
Jahrtausendahnher schwarz und tangbehaarbt:

Wie starke Worte wir auch um uns werfen,
dein Urnachtbrausen erbten wir doch nie.
Geheimnisdunkel stimmen unsre Harfen
sich dumpf nach deiner tiefen Melodie.

XI.

An Eurydice

Das Haar wie Mond und Kleider glatt wie Glas,
darin das Glück sich nie in Falten legt,
weil es zerbräche, strahlst du durchs Geläß,
durchsichtig wie ein Spiegel lichtbewegt.

Ich wünschte nimmer, daß mein dunkler Schein
in deine glanzdurchschwankten Tiefen tanzt.
Läßt meine Hände nur die Rahmen sein,
in die du deiner Träume Bilder spannst!

XII.

Sonnengefang

Die Sonne begrüßt Orpheus:

Ich bin die Sonne, deine hohe Schwester,
dir rauscht mein Ruf zum Klenschwung und zur
Ruh.

Meer, Wald und Ather föhnt als Weltorchester
dir goldne Strophen meiner Oden zu.
Ich brause in die tieffste Bergmannsgrube,
ich brande in den höchsten Himmelsaal,
ich klirre mit dem Erzton einer Tube
den Göttern auf am Fest und Totenmahl.
Sei du mir Bruder, Herz- und Weltdurchsonner,
durchseel' das All mit deinem Lied und Licht,
verzück' mit deiner Sprache Föhn und Donner
die Himmel mir zu hymnischem Gedicht!
Ich wecke Tote auf mit meinen Liedern,
daß sie in Frühlingsblütenpracht erblühn
und ihren Dank in warmem Duft erwidern
und strahlend mir ihr Herz entgegensprühn.
Ich bin die goldne Königin der Oden,
mit wölbte Ather einen Licherthron,
ich bin die goldne Mutter der Rhapsoden,
erzog in Sängern manchen Meistersohn.
Ich bau Strahlenstrafen weißen Möven,
ich brenne aus der Fische Schuppenkleid,
ich flamme aus den Vliesen gelber Löwen,
ich leucht' als Lampe schwarzer Ewigkeit.
Ich kläre alles Zwielichtungswisse,
durchäge blinde Scherben irisbunt,
ich bin die Fürstin tiefster Finsternisse,
ein Gliherteppich grauem Schollengrund.
Ich glüh' dem säulenhellsten Tempelhofe
als innerlichstes höchstes Götterlicht,
ich ordne der Fontänen Strahlenstrophe
ein meinem Schönheit schimmerndstem Gedicht.
Ich bin das warme Bad der kühlen Meere
und hänge gelbe Reigenschleier um
der Wälder herbstlich schwarzer Schermut-

schwere

und ihrem dunkelnden Martyrium.

Ich bin der Blumen schönster Schleierweber,
es überflieht sie schlank mein Tücherschlaf,
der hellste Trost der grauen Epheu gräber,
die Tänzerin um jedes Epitaph,
der Nebelheere haßentbrannter Scheucher,
der Fleischerströme glühendste Magie,
das letzte Liebeslied der Abendsträucher,

der weißen Quellen goldne Melodie,
der große Tropfensturz aus Heras Becher,
die kühnste Flamme eines Dichterhirns,
der Seelenbrand der reuigen Verbrecher,
Triumphgesang des stolzen Gestirns,
das Traumglück aller Tempelkerzenleuchter,
der Marmorfeiler höchste Sehnsuchtsbraut,
die goldne Wand, die sich ein Talverscheuchter
um seine Gipfelseinsamkeiten baut;
ich bin der Ather hymnisches Verheißen,
die glorienvollste Friedenskönigin,
ich überglüh' der Kriegerhelme Gleichen,
ich bin der Helden heiligster Gewinn,
der Festaltarskrein jeder Priesterseele,
dem aller Herzen Tempelkostbarkeit
wie äthergläubig glühende Juwele
von Götterhänden heimlich eingereiht.
Ich bin der Genienhimmel Festgürlande,
der heißen Golse wellenwärmstes Bad,
der Gondeln gelbes Seil am Ankerstrande,
der Weltgeschickte stolzes Riesenrad.
Ich bin der Tiere wärmste Wollustfreude,
Traumpapagei ein Riesengitterring,
das goldne Spikenkleid der Lenzenstäude,
der Blüten höchster Überschmetterling.
Ich bin der Abende Apotheose,
ich bin der Morgenhimmel Seelenglück,
das festste Ziel der schwanken Windesrose,
ich bin der Götterhände Meisterstück.
Ich bin das Diadem der Wipfelhaare,
umlaubter Wälder Ring und Licherkeif,
das Strahlenband der Kraniche und Alare,
der Ozeane Purpurfeuerschweif.
Heut Reigenfreudin glückdurchtanzt Tage,
schau' ich sie morgen schon in Morpheus' Mohn
und lasse noch um ihre Sarkophage
Luft tanzen meines Trostes Sphärenton.
So bin ich Lebensbote selbst zu Särgen
und ende nimmer meinen Heroldlauf.
Ich bau Strahlenburgen dunklen Bergen
mit tausend Toren meiner Schönheit auf
und jauchze, wenn um meine goldenen Hallen
Urewigkeiten Gipfelwinde wehn
und ein und aus wie stetes Wogenwallen
hier Götter, Völker und Gezeiten gehn
und wenn mit leisem Fittichwonne schauer
sich Räuber Geier schon Entföhnnung träumt,
so er nach schwarzer Tat die goldne Mauer
des Strahlenburg mit grauen Schwingen säumt.
Ich bin das goldne Trostbuch dunkler Seelen,
und alle Reiche sind mein Leserreich;
wenn die Alonenwinde mich erzählen,
kommt ihrer Gleichnisfülle niemand gleich.

Ich bin die Lenkerin der kühnsten Fergen,
ihr ungeahntes Schicksalsführerschiff.
Mit meinen festen Wolkensädenwagen
schleif' ich die Barken nach am Schnabelgriff
und drossle ihren Hals mit goldenen Schnüren,
aufsäuchzen alle Segel windgewiegt,
als ließen sie sich wissend von mir führen,
wo das Eleusis ihrer Träume liegt.
Ich bin oft selbst der Port der Wolkenschiffe,
umflaggt von ihrem weißen Segelschein.
Sturm, Wipfelssteuermann, gelst seine Pfiffe
auch willig meinem hohen Frieden ein.
Zuweilen aber dünkt es mich, als griffe
mich Zeus und gösse aus mich Strom und Hain,
als wär' ich ein Pokal voll Meisterschliffe,
durchloht von toter Herzen Opferwein.
Ich bin der unbefechlich schärfste Richter,
ich überprüfe und durchhäug' das All,

die höchste Ruhmeskrone hoher Dichter,
der Genienhände Spiel- und Kinderball.
Ich bin die kühnste Jägerin, jäh pfeilen
sich meine Strahlen in die Wäldeseen.
Ich jage durch der Ewigkeiten Meilen
und hisse meinen Höher mit Trophö'n
auf grüner Frühlingswipfel Harsenschnüre,
die Vater Phöbus' Pfeilblitz so durchschnellt,
als ob ein Sperber durch Gewitter fühere,
hindonnernd dumpf wie ein Arenaheld.
Ich bin die Lichtersturmflut grauer Steppe,
der frommen Pilgerströme Mittagskleid,
der Himmel aufgerollte Strahlenschleppé,
das Flammenlid der schwarzen Ewigkeit,
Ich bin der Alter siegreich kühnstes Singen,
Urweltmusik im Götterfestgemach.
So komm und rausch' auf Heraadlers Schwingen
der hohen Schönheit meiner Lieder nach.

Die Menschenbrücke

Von Ludwig Finckh

Wer mir diesen Sommer in die Hände ließ,
der hatte es schwer zu büßen; er wurde erbarmungslos nach seinen Ahnen gefragt. Und je nach der Antwort stieg oder sank er in meiner Achtung. Zumeist ging er mit dem heiligen Vorsatz nach Hause, sich jetzt gleich hinter alte Schriften zu sehen und sich um seine Abstammung zu kümmern.

Sehr erstaunt war der Guest, wenn ich nicht, wie üblich, seinen Namen überhörte, sondern ihn ganz besonders deutlich gesprochen und nach seinem Sinn erklärt wissen wollte. — Und da begab sich Wunderliches. Die wenigsten Besucher wußten, was ihr Name bedeutete. Woher kommt Killius? woher Sido, Aldä, Morv? Fenes? — „Ja, meine Vorfahren hießen schon immer so.“ — „Aber warum?“ — Und da ging man dann wieder hinaus, krachte sich hinter den Ohren und nahm sich vor, das nächstmal genauer Bescheid über diese naheliegenden Dinge zu wissen.

Doktorfragen tauchten auf. Wer sieht dem Worte Sido an, daß es ein uralter deutscher Name vom Stamm Sint ist? Hängt der dem Schwaben so wohlklangende Name Wesper mit Wasbert zusammen, — wie Wepser mit Wadfred, — oder ist es nur eine Verlateinung des plattdeutschen Oven, Abend? — Und wir gruben auch die schöne alte Endung den wieder aus, die in Beneden, Dauthenden, Dambenden, Dingeldey steckt. —

Aber ich selber mußte mich an den Ohren nehmen. Im „Ahnenbüchlein“ hatte ich noch behauptet, die Vorfahren meiner Frau stammten allesamt von der Insel Reichenau im Bodensee, und der Name komme von Hunilo, Honfilo, der junge Hüne. Darauf teilten mir Wissende mit, daß es in Westfalen zwei Gemeinden Honse l gebe, bei Iserlohn und bei Lüdenscheid im Sauerland; in der ersten entstand der Name aus Hohunjeli, Hohenfile, das ist die hohe Wohnung. In Urkunden aus dem 12. Jahrhundert werden die Besitzer Schulte von den Hohensele genannt, in den ältesten Kirchenbüchern hießen sie von dem Honse; später sind sie Honselfmann getauft. — Außerdem gibt es in dem flämischen Werk von Riotstap, dem „Armorial général“ von 1861, eine Wappenbeschreibung der Honselfare, Honseler oder Hoenselaer. Wenn ein Zusammenhang zwischen diesen bestehen sollte, so ist die Annahme nicht abzuweisen, daß es sich um die Wanderung einer Sippe von Holland aus rhein-aufwärts handelt, nicht um eine Ausstrahlung von der Insel Reichenau. —

Die Geister meiner Ahnen spuken in meinem Blut. Wenn ich ein armer Teufel bin, ein Taglöhnerssohn, und es fällt über mich her, daß ich malen muß und alle Geschöpfe Gottes in meinen Stoff einfange, so sind meine Ahnen schuld, die irgendwie schon eine Schöpfergabe empfangen und sie verstärkt an mich weitergegeben haben. —

Der jüngste Ausläufer der Ahnenforschung ist die Vererbungslehre. Von ihr will der gewöhnliche Sterbliche noch wenig wissen; es ist ihm peinlich, seine ganze Herkunft wie auf einem weißen Blatt ausgebreitet zu sehen. Und doch kann die Wissenschaft, insbesondere die ärztliche, unendlich viel daraus lernen, für ihn selber und für die Nachwelt. Man weiß heute, daß jede Körpertzelle im Menschen, etwa eine Muskel- oder Gehirnzelle, aus 48 Kernkörperchen, Chromosomen, besteht, die Hälfte in jedem vom Vater, die Hälfte von der Mutter. Die Geschlechtszellen aber haben nur 24 Chromosomen, freilich ebenfalls vollwertige. Diese Chromosomen, die Anlagensträger, sind die Überbleibsel der Ahnen, ihre Zusammenfassung in stärkster Verdichtung. Hier sitzt die Unsterblichkeit. Bei der Vereinigung zweier Geschlechtszellen verbinden sich die 2×24 Chromosomen aus väterlichem und mütterlichem Erbgut, und zwar — es ist die Geschichte vom

Schachbrett — in 2 hoch 24, d. h. in 16 777 216 Möglichkeiten. Soviel Verschiedenheiten des Menschen könnten im Grunde entstehen. Durch Häufung gleicher Anlagen wird aber ein Charakter- oder Körperzug verstärkt, durch Ausfall anderer Anlagen ausgeschieden und unterdrückt. Wer das weiß, der betrachtet sich nicht nur, wie es heute so leicht geschieht, als vom Himmel gefallenes unmittelbar in dieses Leben hereingestelltes, hochbegabtes Wesen der Großstadt, der Kleinstadt oder des platten Landes, ohne Verpflichtung nach rückwärts, — nach hinten blind —, sondern als bisher letztes Erzeugnis seiner Ahnen, die er in jeder Zelle mit sich herumträgt. Nicht bloß als Nachkomme seines Vaters und seiner Mutter, sondern als Träger aller Väter und Mütter, aller der Männer und Weiber zu gleichen Teilen, die in seinem Vater und seiner Mutter verdichtet waren. Er ist die lebendige Menschenbrücke von Vergangenheit in Zukunft.

An den Einzelnen

Heiß strömt du segenschaffende Sonnenkraft
in die winterstarre frierende Erde;
Schatten entschwinden, Härte löst sich zu milder Erwartung,
eine ganze Erde harrt in Demut der Befruchtung und Blüte.
Also auch von Eisenhärteten zerbrochene Zeit und Welt
harrt frierend und siebernd segenschaffender Geisteskraft;
weit ist in qualvoll sehrender Erwartung
die Seele der Zeit und der Menschheit dem großen Menschen geöffnet.

Franz Alfons Gandy

Mond über Ruinen

Der Wind hat schmerzlich sich verkrampt
in dieser Trümmer Wüstenei,
gelbrot durch Wolkensegen stampft
der Mond, als ob er trunken sei.
Eherne Bahnen über diese matten,
graublauen Dämmerungen Sterne fahren
und lächeln mitleidlos den unruhvollen Schatten
derer, die hier einst glücklich waren.

Herbert Saekel

Trauriger Frühling

Schwarzer Regen überfällt die Heide.
Deine Augen, meiner Träume goldne Weide,
sind von dunklen Tränen ganz verhangen.

In das leere Grauen fällt mein Frühlingstraum,
todestraurig singt der Lenz im Weidenbaum.
Müde ist das Glück davongegangen.

Erich Wörbs

Der kranke Knabe

Im Rasen an den stillen Gartenwegen,
dort, wo am wärmsten lag der Sonnenschein,
da ließ die blonde Schwester ihn allein,
oft stundenlang, in Duft und Blütenregen.

Die schwachen Glieder konnte er kaum regen.
Die warme Sonne schlürft er durstig ein,
sie machte trunken ihn wie schwerer Wein.
Und manchmal mußte er sich niederlegen.

So einfach war sein linnenes Gewand.
Mit schlichten Haaren und wie frischgewaschen,
lag er versonnen lächelnd in dem Gras.

Und gab man eine Frucht ihm in die Hand,
gefraute er sich nicht davon zu naschen
und sah sie lange an, bevor er aß ...

C. Etienne



Hildegard Toerckler: Ginsterberge (Zeichnung)
Stadtmuseum Danzig

Hildegard Toerckler

Von Paul Abramowski

Die Schnitter haben ihre Arbeit gefan und einen Weg aus Garben gepflanzt, der, über Hügel klimmend, sich in der Ferne verliert, und sind gegangen. Und auf dem Pfad, der wie der Lauf eines Baches den Senkungen des Bodens natürlich folgt, gleiten ein paar Gestalten daher, lautlos und unbeweglich wie die Segel der Schiffe, um über kurz oder lang dem Blick entrückt zu sein. Telegraphenstangen — neben-sächliche Striche am oberen Bildrand, der einem schmalen Strich Himmel nur knappen Raum gibt — wehren jeder Sentimentalität. Das Land aber, dieser Körper Land, um dessentwillen das Blatt wurde, liegt da: atmend und einsam groß. —

Ackerfurchen, mit der Feder hingekringelt und von ein paar Pinseltupfen nur gesformt, stürzen jäh in die Weite des Raums. Bäume am Horizont, bewegt und gestaltet vom Wind, Wächter eines Bauernhofes mitten im Bild, fangen die slutende Bewegung auf. Über dem ganzen sließendes Gewölk. Weiter nichts. —

Und als drittes ein Blick in das Armenhaus von Oliva. Langsam bereitet in enger Krankenstube der Tod sein Werk. Mumienhafte Gestalten, in ihre Laken eingehüllt, in enge Bett-kästen eingeschrafft, verkörpern erschütternd das qualvolle Vorhandensein eines außerhalb der Welt noch bestehenden Daseins, das bereits zu einem andern hinübergankt. Trotz der belebenden Diagonalität der aus engem Dunkel sich lichtgeballt hervorschiebenden Bettten ist die Ruhe in dieser Darstellung so bedrückend und schwer, daß man sich schnell zurücktreten möchte. Aber jener Kopf, mehr Schädel schon, da auf dem Kissen, hält den Blick gebannt. —

Diese drei Zeichnungen der blutjungen Danziger Graphikerin Hildegard Toerckler*, herausgegriffen aus einer reichen Zahl 1918 gezeichneter Blätter, die sie als Erstlingsarbeiten selbst bezeichnet, sind entstanden aus dem Trieb, einfach nur darstellen zu wollen. Das muß

* Die junge Künstlerin erhielt ihre Ausbildung bei Fritz A. Pfuhle-Danzig, bei Bossert in Leipzig und schließlich bei Willi Geiger-München



Hildegard Toerckler: Landschaft (Zeichnung)

Privatbesitz

in einer Zeit, deren Kunst rastlos über alle Hemmungen des Sächlichen bewußt hinausstrebt, besonders betont werden, will man sie richtig einschätzen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Begabung Hildegard Toercklers neuzeitlichem Wollen gegenüber rückständig sei — dem würde allein der kraftvolle Zusammenschluß des ersten Blattes widersprechen —, ganz im Gegenteil kommen bei ihr Errungenschaften zum Durchbruch, wie sie ohne Kenntnis Cézannes, auf dem sich ja im Grunde unser malerisches Zeitbewußtsein aufbaut, undenkbar sind.

Darstellung und Darstellung aber können im Bereich des Künstlerischen sehr verschieden sein, je nach Anlaß, Wollen und Trieb. Dem einen wird sie getreue Wiedergabe bedeuten sollen, des mit Bewußthein erfaßten Gegenstandes, dem anderen Festhalten eines vielleicht nur flüchtigen Augenscheins, dem dritten Ausfrage über das Wesen der Umwelt, die ihn umfängt. Es gibt Darstellungen, die über die Eigenart ihres Schöpfers zu schweigen scheinen, andere, die dem Einfühlsernen die ganze Seele des Menschen, der hinter ihnen steht, in lauten Jungen offenbaren. Es braucht durchaus nicht das „Motiv“ der nur zu gern allein befragte Aufklärer über

Zusammenhänge von Künstler und Kunstwerk zu sein, und doch können prangende Sträuche oder einsame Landschaften zu Kündern von Lebensschicksalen werden.

Lassen wir diese Blätter durch die Hände wandern, so fühlt man eins stark heraus: Begelelung des Natureindrucks. Ganz gleich, ob es eine Landschaft ist, oder eine stills Stube, oder ein knorriger Baum, überall wird man ergriffen von einem seltsamen Ernst der Auffassung, um dessentwillen man manches noch technisch Unvollkommene gern übersieht. Ist es doch gleichzeitig frische Jugendkraft, die ihre Erlebnisse so unbekümmert und darum so persönlich niederschrieb.

Von einer tiefen Liebe für die Natur der nordischen Heimat sind diese Arbeiten erfüllt, die die herbe Größe weiter Landrücken in rhythmischem Fluten und Streben der Linien und in der harmonischen Verteilung von Hell- und Dunkelheiten auszudrücken vermögen. Wie die schwelende Ruhe eines angeflogenen Akkordeos entströmt ihnen eine gleichmäßig abgetönte Wirkung und gerundete Geschlossenheit, die das Gesüge des Gegenständlichen zu lyrisch empfundener Zuständlichkeit erheben. Wunderolle Kräfte schlummern dahinter — Kräfte, die im



Hildegard Toerckler: Aus dem Olivaer Armenhaus (Zeichnung)
Stadtmuseum Danzig

ersten Augenblick vielleicht spröde und streng erscheinen mögen, die das ganz Ungemachte, Schlichte wollen und in ihrer Art so köstlich einfach sind. Und darum gerade sind sie groß.

Darum gerade können sie in unberührter Frische Leben darstellen, von einsamer Inbrunst durchklungenes Leben nordischer Welt.

Darum sind diese Blätter Bekennnisse. —

Das Märchen von der Prinzessin und dem Sänger

Von Arthur Ernst Rütra

So tiefe, starke Augen hatte die Prinzessin, daß, wen ihr Blick traf, erschauerle und sich wie von überirdischer Macht gebannt fühlte, das Knie vor ihr zu beugen und in Ehrfurcht den Saum ihres Kleides zu küssen. Zu deuten wußte es keiner, warum ihn solche Scheu überkam, aber ihre Augen leuchteten wie tiefblaue Saphire und waren voller Rätsel, die Geheimnis blieben, unerforschlich jedem, der in sie sah. Der König, ein stolzer Herr, war meist außer Landes und führte glückliche Kriege; wenn er heimkam, brachte er viele Schätze seiner Königin, die hoch und edel und ehrfurchttheischend war wie er, und streichelte der Tochter die Wangen. Aber seine Hände waren kalt und die Liebkosung, die sie ausströmen sollten, weckte nicht das Blut in dem schmalen und bleichen Antlitz der Prinzessin. Und auch die Königin war immer nur Gnade und Hoheit — und so war die Prinzessin allein.

Nur wenn ein fahrender Sänger am Schloß vorbeizog und sein Lied sich zu den hohen Zinnen empor schwang, wallte das Blut der Prinzessin jäh auf, und ihr war, als riesen die Klänge süßen Zauber in ihrem Körper, als müßte sich eine tiefe Verhafthenheit von ihr lösen und Schweben wie Duft von Blumen um ihre Glieder sein.

Oft zogen Sänger am Schloß vorüber, denn der Name des Königs hatte einen weiten Flug genommen und viele fanden sich, seinen Ruhm zu preisen. Und da sie immer reich beschenkt schieden, kamen sie gerne wieder. So schwand nie Gesang um die stolzen, hochragenden Mauern des Schlosses.

Beionderer Dank aber ward dem Sänger, der seinem stolzen Lied zum Preise des Königs ein füheres der Minne folgen ließ; dann öffnete sich ein Fenster und eine weiße Hand leuchtete auf und warf eine Blume hinab. Selbstsam hielten die

Klänge an die Täfelungen der Kemenate, die die Prinzessin bewohnte. Irgendwie mußten sie ihre Ursprünglichkeit eingebüßt haben, und die Prinzessin mochte es wohl fühlen, denn so stark der Trieb war, der bei den ersten Klängen stets in ihr erwachte, so schnell überkam sie auch wieder ein Gefühl, als wären Fesseln um sie gezogen. War die Prinzessin allein — und sie war es zu meist — versuchte sie es, der Musik, die in ihr aufklang, zu folgen; unwillig aber, mußte sie bald sich gestehen, daß sie gefangen war. Was sie gesangen hielt — sie wußte es sich nicht recht zu sagen. War es das Schloß, das hohe, das ein Empfinden der Freiheit nicht auskommen ließ, dafür aber eine kühle Majestät von Marmor und Größe strömte, war es ihr adeliges Blut, das von hochmütigen Ahnen herkam, war es ihr dürfstiges, armes Leben, das sie führte, das wohl Sonne spendete und im Übermaß sogar, wie es Gebot war, nicht aber jene Wärme schenkte, die Augenblicke hoch über andere hinanhebt. Wie ein Rätsel lag auch der Prinzessin ihr eigenes Leben verschlossen.

Eines aber wußte sie: sie war arm. Und sie war klug genug sich zu sagen, daß ein Dichter etwa, der von ihr wußte, ihr gesagt hätte, daß ihrem Leben die Liebe fehle — oder, wenn es nicht Liebe war, ein Gefühl, eine Sehnsucht, die nicht Geschwister hatten, die nur wie Gnade empfunden werden können, ohne daß sich der Mensch, dem sie wurden, Rechenschaft über sie zu geben vermag. Darum auch, wenn Musik erklang, und es wie heiliger Zauber über ihren schlanken Mädchenleib strömte und sie solgte — mit geschlossenen Augen, und der Körper sich in Schwingungen löste, ahnungslos, triebhaft, — stieß sie doch immer wieder an eine Grenze, die sie hart in ihre Gegenwart zurückrief. Ein Ahnen in ihr raunte ihr zu, daß es ein Darüber-hinaus, ein Verschweben in die Unendlichkeit gab, wie die Klänge, die zu ihr kamen, mit süßester Zartheit in blaue Schären hinschwangen — und Wirklichkeit zwang ihr das Geständnis ab, daß ihr die Schwingen fehlten, die sie emportragen vermöchten.

Da begann die Prinzessin über die Liebe zu sinnen und sich vorzustellen, wie dies Gefühl sein müßte, daß es alles bärge — Veräffnen und Hingabe, Glücksfühl und traumhaftes Ver sinken in uferlose Meere. Denn wie der auf woaende und niederebbende Seeang mußte die Liebe sein. Aber je mehr sie darüber nachsann, um so enger und weiter wurde der Kreis ihrer Gedanken, bis sie ganz hilflos dastand, und ihre

tiefen blauen Augen erglänzten wie Saphire, als wären Tränen in sie getreten.

Etwas Unbestimmtes, Unbestimmbares war ihr die Liebe, sie vermochte sich zu sagen, daß ihre Gewalt nur an dem Opfer gemessen werden könnte, dessen sie fähig war — aber kein Bild war da, bei dem ihr Sinnen hätte verweilen können. Sie wußte: eines Tages würde der Prinz kommen, der ihr nach Stand und Sitte gebührte, und sie würde ihn lieben lernen, wie ihre Mutter den König liebte, wie ihr Geschlecht es gebot. Und sie sagte sich nicht, daß ihr nur ein Prinz bestimmt sein könne, mit dem sie Glück verbinden sollte, denn ihr Herz war nicht fähig, nur einen Menschen zu fassen, dem sie bereit gewesen wäre, ihre Liebe zu schenken, den sie für würdig hielt der Gnade, die sie zu vergeben hatte. So stolz die Prinzessin war, so wenig wußte sie um jenen Stolz der Reinheit und Unberührtheit, der ihr die Verpflichtung hätte auferlegen müssen, nur an ein Glück des Traums zu glauben, das nur Traum zu erwecken vermag.

Fremd, unfahrbart war ihr noch das Eine, Große, das nur einmal im Menschenleben begegnet — fremd die Sehnsucht und der Glaube, daß unter all den vielen Menschen nur Einer ist, dem sie bestimmt, nur Einer — der sie sucht. Denn stärker lebte in ihr die Überlieferung ihres Geschlechtes, ihrer Ahnen, die sich fanden und denen Liebe wurde, weil Liebe sein mußte.

Nur manchmal, in ganz seltenen Augenblicken, wenn Musik durch ihren Leib stürmte, da kam es über sie wie ein Ahnen von jenem heiligen Schauer der Bestimmung, um den zu wissen höchste Gnade ist und tiefste Verdammnis. Dann wurden ihr plötzlich bewußter die Grenzen ihres Lebens und sie Trauer zog Schleier über ihre Augen. Denn quälender fühlte sie nun die Gebundenheit ihres Körpers und das Unvermögen, sich jenem Gefühl hingeben zu können, das allein Befreiung verhieß.

Da geschah es, daß der König einmal wieder heimkehrte, Sieger in einem neuen Feldzug, der ihm einen seltenen Triumph, die Gefangennahme des feindlichen Königsohnes, einbrachte. Diesen nahm er als Geisel auf sein Schloß, zusammen mit einem Edelmann, der dem Prinzen in die Gefangenschaft folgte. Aber nur die Kunde hier von drang zur Prinzessin, denn der König, hochherzig genug, wollte dem Gegner das Demütigende eines Einzugs vor Augen des Hofs ersparen. Unwillig stellte die Prinzessin schon wenige Tage später fest, daß sich ihre Gedanken

mit dem Prinzen zu beschäftigen begannen. Und als einmal Gesang an ihr Ohr tönte, von diesem Weh der Gefangenschaft durchbebte, weiche, sehn-süchtige Klänge, die wie Klage der Nachtigall verströnten, erwachte dieses Mitleid in ihrer Seele. Und die Gestalt des Prinzen, den sie nie gesehen, begann sich zu einem Bild in ihren dunkelblauen Augen zu formen.

Aber nicht der Prinz war der Sänger gewesen; sein Edelmann, der treu sein schweres Los teilte, ein fahrender Sänger in Wahrheit, dem der Prinz einst ein Gutes erwiesen, daß er aus Dankbarkeit in seinen Dienst trat, hatte das Lied gesungen, die Trauer zu bannen. Und immer wieder erklang des Abends das Lied, weich wie zarte Frauenhand auf fieberheißer Stirn, sehn-süchtig und von unsagbarer Schwermut. Da neigte sich die Prinzessin oft weit vor aus ihrem Fenster, und ihr war, als schwebte ihre Seele auf in das Dämmern des Abends, in den die Klänge wie Silber verslochten waren. Und war das Lied verklungen, und war sie wieder in ihre Kemenate zurückgetreten, da schloß sie die Augen, und das Lied tönte fort in ihr, und wie von Zauberhänden getragen, folgte der Körper der Melodie, die nicht sterben wollte und doch erfüllt war von dem wehmütigen Geheimnis des Todes.

Und eines Abends geschah es, daß der Prinz und der Sänger die laufende Prinzessin er-spähten, und daß der Prinz wie festgebannt mit heißen, verlangenden Blicken die schlanke Mädchengestalt umarmte. Die verhangenen Augen der Prinzessin aber waren tief in das Dunkel verloren und leuchteten wie dunkelblaue Saphire. Es war, als folgten sie den Klängen, die wie müde Vögel nur leise zitternd in der Luft schwoben. Seit jenem Abend geschah ein Seltsames um den Gesang des Sängers; neue Melodien klangen auf; blieb auch Schwermut, kläng doch Sehnsucht auf. Ritterkühnheit, Zuversicht, — und dann wieder Anbetung und Demut wie das Knien vor dem Gnadenbildnis der Madonna, Verlangen und zarte, werbende Liebe. Aber der Prinz merkte nichts davon, denn seine Gedanken waren immer nur in die Erscheinung verloren, deren Bild auch vor ihm stand, wenn sie das Auge nicht zu erblicken vermochte.

Maienmorgen

Die Berge kehren aus dem Traum der Nacht
zurück . . .
Auf allen Wiesen liegt dein feuchter Blick
in Tränen . . .

Und ein Seltsames geschah auch seit jenem Abend um die Prinzessin. Ihr war, als wäre Verwünschung von ihrem Leib gefallen, und ihre Seele zitterte, bangte, jauchzte, hoffte und verzweifelte mit den Klängen, die wie Sturm über ihren jungen bebenden Körper segten; und trat sie zurück, wenn der Sang verklungen war, schlug es mächtiger in ihr auf, und wie vom Zauber erlößes Meer, das sich zum erstenmal seiner Freiheit bewußt wird, erfüllte das besiegte Hingleiten ihres Körpers, erfüllte Sturm, der durch ihren Mädchenleib raste, das Gemach. Und hinter ihren geschlossenen Augen zeichnete sich immer eindringlicher das Bild des Prinzen, des Sängers, der ihr die Freiheit gegeben, dessen Lied sie erlöste. Liebe war in ihr, und sie wußte, daß nur Einer war, dem sie seit jeher bestimmt war.

Dem Sänger aber war, als ahnte er das Erwachen dieser Frau, denn er wußte, daß er nur für Eine sang, der er bestimmt war, an sie zu glauben, ihr zu huldigen und zu dienen, — daß nur Eine war, um die er kämpfte und litt. Aber er wußte auch, daß sein Sang für einen Anderen geworben. Denn wie konnte die Prinzessin es ahnen, daß es ein schlichter fahrender Sänger war, dessen Lied sie erweckt, dessen Liebe ihr galt, und wie konnte er so vermeessen sein, seine Augen zu einer Prinzessin erheben zu wollen . . .

Und es kam, wie es immer in Märchen geschieht: da der König wieder auf sein Schloß kam, beugte der Prinz sein Knie vor dem König und bat um die Hand der Prinzessin. Und jubelnde Hingabe im Herzen, schmiegte sich die Prinzessin in die Arme ihres Sängers.

Am nächsten Morgen fanden Knappen an der Schloßmauer eine zerstülpene Harfe. Ob es die Prinzessin erfahren, ist nicht bekannt. Aber sie trug den Gesang in ihrer Seele und niemals starb er in ihr. Aber es ist bekannt, daß Prinz und Prinzessin von tiefer Liebe zu einander erfüllt waren, und daß sie als König und Königin dereinst über ein doppelt so großes Reich geboten.

Der Sänger aber war seit jenem Morgen, da man die Harfe fand, verschwunden; niemand hatte ihn seither gesehen, niemand von ihm Kunde vernommen . . .

Die Bienen summen in den dunkeln Grund
traumtrunkne Süße wie dein roter Mund,
als teils der Mond uns spann in erstes
Sehnen . . .

Erich Worbs

Dantes Erneuerung

Siegfried v. d. Trenck's Dante-Übertragung

Von Dr. Erich Jenisch

Bei der großen Dante-Feier in der Berliner Staatsoper haben zwei führende Theologen, Adolf v. Harnack und Ernst Troeltsch, sich über die Bedeutung Dantes und seines Zeitalters für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts geäußert. Adolf v. Harnack sagte: „Verachten wir das Mittelalter nicht! Ihm oder doch seiner zusammenschauenden und zusammenschließenden Arbeit verdanken wir, verdankt Europa seine Ideale, seine Zucht, seine Erziehung, seine Kultur. Und auch die, welche heute erklären, daß sie diese Entwicklungsfstufe längst überwunden haben, bestreiten den besten Teil ihres Lebens, ohne es zu wissen, noch immer aus dem Erbe des Mittelalters... Immer klarer wird es uns gerade in der gegenwärtigen Zeit unserer Not, daß wir mit neuen Mitteln ein ähnliches starkes soziales Gefäß mit köstlichem Inhalt wiederherstellen müssen, damit unser Volk Gestalt, Einheit und Kraft gewinne.“ Ernst Troeltsch fasste sodann die Idee der „Göttlichen Komödie“ in die Worte, daß alles Leben in seinem innersten und eigensten Wesen Läuterung sein müsse: vom Stolz und der Selbstsucht des weltlichen Heroismus aufsteigend zur Innigkeit und Weltüberwindung christlicher Mystik und Liebe. Solche Läuterung sei heiligste ethische Forderung unserer zeitlichen Existenz.

Diese Worte sind beachtenswert. In Dantes Werk ist uns der Geist des Mittelalters heute noch lebendig spürbar. Dante erlebt die Welt als „Kosmos“, als heilige Ordnung, als göttliches Gesetz, als beherrscht vom Maß, als aufgebaut in Stufen, Kreisen und Reichen. Dieses Weltgefühl ist uns heute geschwunden: unser Leben wuchert ins Maßlose, ins Unbegrenzte. Es hat kein Zentrum mehr, von dem aus es sich organisch entfaltet, sein Streben ist verwirrt. Dieser formbedürftigen Zeit ist Dante der Gegenpol. Wenn wir heut das Wesen der Welt suchen, versenken wir uns in sie mystisch. Wir wenden uns vom Sinnenschein ab, wir spüren nach dem unanschaulichen „Fünklein“ Ekeharts. Dieser Mystiker ist eher der symbolische Vertreter unserer Zeit als Dante. Das Gotische in ihm, das nur im Seeleninnersten empfindbare Göttererlebnis, der Aufstieg in ihm über alles Sinnliche hinaus, liegt uns näher als die auf Sammlung und Gestaltung gerichtete Lebensform

Dantes. Die Verschiedenheit beider stellt etwa das gotische Münster dar, mit seinen ausschiezenden Säulen, seiner Flucht in die unanschauliche Unendlichkeit, seinen aufragenden Spitzen, seiner Musikalität, und der romanische Dom mit seiner klaren Ordnung, seinen Rundbogen und abschließenden Gewölben, mit der Harmonie seiner Teile, dem Zusammengesetzten seiner Massen, dem durchaus statuarischen, seiner Plastik.

So steht Dante unserer Zeit im Grunde fern; aber weil stets aus dem fernsten die Erlösung naht, so beruht gerade in dem Gegensatz seiner Welt zu der unfrigen seine Bedeutung und Größe. In seinem Gedicht ist uns das plastische Weltgefühl des früheren Mittelalters noch lebendig bewahrt, wir spüren es als Kraft und Bewegung, ohne ihn wäre es uns nur toter historischer Stoff und totes Wissen. Die Stimmung der „Göttlichen Komödie“ fühlen wir, sie erregt uns, — darin besteht ihr Wert für uns. Keine andere Persönlichkeit seiner Epoche — dies Wort hier als Ausdruck für eine eigenartige seelische Grundhaltung genommen — ist von solcher Universalität wie er. Er gibt uns eine Vorstellung vom Kosmos des Mittelalters, von seinem Welt-, Staats- und Kirchengebäude, von seinem Gottes- und Naturerlebnis, seiner Philosophie und Geschichtsauffassung, von seinem Erd- und Himmelbild. Wohl lassen sich Namen nennen, die dieses oder jenes Gebiet dieser Welt uns heutigen lebendig erhalten haben. Aber niemand fährt wie Dante ihre Gesamtheit im Erlebnis zusammen.

Den Zugang zu diesem Dante zu finden ist schwer, und doppelt schwer, weil jeder Annäherung an ihn eine seelische Umstellung vorausgehen muß, die bedingt ist durch seine Gegenwärtlichkeit zu unserer Zeit. Hier hilft jedoch die Kunst. Alle Kunst, sofern sie groß ist, d. h. sofern sie ursprünglich und in irgend einem Sinne universal, von Weltgehalt, ist, lädt uns unmittelbar den Lebensatem ihres Schöpfers, den Pulsenschlag seines Herzens, den Rhythmus seines Daseins empfinden, gleichgültig, ob das Weltgefühl, dem sie entspringt, dem unfrigen gemäß ist oder nicht. Den Germanen hat die ihm so wesensfremde Kunst der Antike immer aufs Neue rätselhaft angezogen, und der Geist frem-

der Welten spricht zu uns vernehmlich aus den Kunstwerken Ägyptens, Indiens, Chinas. So wird Dantes Erneuerung vor allem durch den ästhetischen Eindruck möglich. Eine Übersetzung, die uns die künstlerische Kraft der „Komödie“ spüren lässt, läßt in uns sofort das Weltgefühl Dantes schwingen. Episoden aus dem großen Gebiet, wie sie die unerreichten Übertragungen Stefan Georges^{*)} bieten, rufen am ehesten in uns diese seelische Resonanz hervor und wecken den Trieb, auch das Ganze in sich aufzunehmen. Hier stellt sich eine neue Schwierigkeit entgegen, die Tatsache, an der die meisten scheitern, daß Dantes Gedicht, rein intellektuell, schwer verständlich ist. Vieles, was Dante unmittelbar gegeben war, was er ohne weiteres im Wort zur Anschauung gestalten konnte, ist uns nur auf dem Umweg über Wissen und Kenntnisse zugänglich. Erste Mühe muß erst den Boden in uns vorbereiten, auf dem Dantes „Göttliche Komödie“ als ästhetisches Erlebnis möglich ist.

Eine neue und neuartige Übertragung Dantes möchte hier Abhilfe schaffen. Siegfried v. d. Trenck, ein geborener Ostpreuße, hat die „Göttliche Komödie“ aus ihrem Sinn erneuert**). Er will den Ideengehalt der Dichtung verständlich machen, ohne daß erläuternde Anmerkungen nötig wären. Er legt bei seiner Erneuerung Dantes den Akzent auf das Religiöse und Moraleiche, auf die Idee der Läuterung, die auch Troeltsch hervorhebt. Dies heißt den ästhetischen Eindruck zugunsten des moralischen zerstören und das Gedicht in Form und Inhalt auseinanderreissen. Den „Faust“ nachschaffen, ihn aus seiner sittlichen Idee heraus neudichten, also den magischen Reiz der Sprache, des Stils, den Zauber des dichterischen Wortes zerstören, der im Grunde alles, der Form und Inhalt zugleich ist, und die Lehre, die Moral verbreitern, verständlich machen, sie ihrer innigeren Verwobenheit mit der Form entkleiden und augenfällig, nackt hinstellen, — das wäre ein Unternehmen, das dem Siegfried v. d. Trenck entspräche. Wir müssen sagen, wir sehen in diesem Ver-

^{*)} Dante. Göttliche Komödie. Übertragungen von Stefan George. Zweite erweiterte Ausgabe. Berlin 1921. Georg Bondi.

^{**) Das Ewige Lied. Dantes Divina Commedia durch Verfassung und Eingabe wiedergeboren von Siegfried v. d. Trenck. Gotha 1921. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.}

fahren eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst.

Und doch — die Reinheit und der Ernst, mit denen Siegfried v. d. Trenck zu Werke gegangen ist, begründen seine Übertragung schließlich durch sich selbst. Er sieht, wie er sagt, in der „Göttlichen Komödie“ ein religiöses Kunstwerk, und er hält sich deshalb für berechtigt, sie in religiösem Sinne zu erneuern. Alas dem Vorwort spricht eine auf das Religiöse abgestimmte Seele, und es ist deshalb nur natürlich, daß sie in dem Gedicht das Religiöse als das wesentliche empfindet. Dadurch wird freilich Dante in einer falschen Perspektive gesehen: der Dichter erscheint als Theologe. Der Dichter, der seine Erlebnisse, auch seine religiösen, in einer Dichtung gestaltet, dem die dichterische Wortform die wesentliche Möglichkeit der seelischen Außerung ist, ist grundsätzlich von dem Prediger, der sein Gotteserlebnis durch die Predigt den Gläubigen mitteilt. Kunst ist notwendige Auflösung des Wesens und als solche Selbstzweck. Sie hört auf, Kunst zu sein, wo sie Mittel zum Zweck wird, mag dieser noch so geistig sein. Der religiöse und der politische Redner, der künstlerische Mittel anwendet, ist kein Dichter. Und ohne Zweifel ist Dante Dichter, nicht Prediger.

Siegfried v. d. Trencks Dante-Erneuerung wird so abseits von den Übertragungen gestellt werden müssen, die einen ästhetischen Eindruck der „Göttlichen Komödie“ geben wollen. Sie ist das Zeugnis einer sehr persönlichen, sehr eigenen Spiegelung Dantes in einer Seele von bernhardinischer Frömmigkeit. Große Werke haben die Eigenschaft, daß jeder zu seinem Heile in ihnen findet, was er sucht. Die Bibel sagt Jungen und Alten, Hohen und Nieder, geistig Armen und geistig Reichen, was sie hören wollen; der „Faust“ und die „Göttliche Komödie“ tun es schließlich auch. In Schöpfungen, die eine Welt bedeuten, findet jeder sich selbst wieder, und so hat auch Siegfried v. d. Trenck ein Recht, in Dantes „Ewigem Liede“ sich und seine Frömmigkeit wiederzufinden. Sein Werk wird der großen Zahl der Gläubigen die dunklen und schweren Geheimnisse des Gedichtes erleuchten und sie in den erhabenen Dom seiner Gottesidee einführen.

Abend

Über fernen dunkelblauen Höhn
noch ein rossiger Glanz des Tages schwimmt.
Leise spür' ich eine kühle Hand,
die den Kranz mir von der Stirne nimmt.

Noch ein letzter müder Vogellaut;
Blatt und Blume neigen sich zur Ruh.
Goldner Tag, der langsam nun verglimmt,
o wie bitter und wie süß warst du!

Th. Endemann

„Kernholz vom deutſchen Stamme“

Skizze aus dem Volksleben

Von Elisabeth Gnade

Gefund und stark und jung waren Beide zusammen gekommen. Er hatte als der Sohn eines kleinen Postbeamten die Gärtnerei gelernt; sie stammte vom Lande und trug alle ländlichen Geschicklichkeiten im Blut. Ein bißchen Geld für die erste Einrichtung war vorhanden. Also wagten Angermanns die Sache, und mein Vater wagte sie mit Angermanns.

Unser Stadthaus lag an einer belebten Straße, aber auf der andern Seite zog sich der alte, schöne Garten bis zu den öffentlichen Parkanlagen hin. Das freundliche Gärtnerhäuschen lehnte sich mit seinem Rücken an die Mauer, die unser ganzes Grundstück umgab, und war durch einen breiten Weg vom herrschaftlichen Garten getrennt. Die Landstreifen, die es rechts und links neben sich hatte, durfte der Gärtner gegen eine geringe Pachtsumme selbständig auf eigene Rechnung bewirtschaften.

Der Vertrag wurde geschlossen, und Angermanns hielten ihren Einzug.

Meine persönlichen Erinnerungen an die Familie beginnen erst mit der Zeit, wo schon ein paar kleine Angermännchen vorhanden waren, deren Zahl sich erstaunlich schnell vermehrte. Die Mutter hatte ein herb' geschnittenes Gesicht und kargte mit Worten. Der Mann zeigte sich viel geheimdiger und war meist zu einem Späßchen aufgelegt. Aber obgleich er häufig die Leiter hinaufgestiegen ist, um eine auserlesene Frucht für mich vom Baum zu holen, hielt ich mich doch immer am liebsten in Frau Angermanns Nähe auf. Sie muß wohl trotz ihrer barschen Art kein ungütiges Herz und keine harte Hand gehabt haben; denn nicht nur Pflanzen, sondern auch Kinder gediehen unter ihrer fast unsichtbaren Pflege, daß es eine Freude war. Wenn das Jüngste nicht mehr im Wägelchen neben der raschlos fleißigen Mutter liegen möchte, dann wurde es auf den Wiesenstreifen unter die Apfelbäume versetzt, krabbelte zwischen Geschwistern und weißen Zicklein umher, lernte auch bald seinen Durst an einer Ziegenmutter stillen und kam bei dieser gedeihlichen Lebensweise rasch genug auf stramme Beinchen zu stehen. Nicht lange danach begannen schon kleine Hilfseistungen in Garten und Haus. Oft hab' ich mich meiner verwöhnten, ungeschickten Schulmädchenhände geschämt, wenn ich zusehen mußte,

wie solch ein vier- oder fünfjähriger Knirps mit dem großen Straubebesen hantierte, daß nachher die Steinstufen vor der Tür wirklich, von Erdspuren gesäubert, in neuer Reinheit strahlten.

Mit dem Wachstum der Kinder hielten die Leistungen der Eltern wacker Schritt. Angermann pachtete ein zweites größeres Landstück; nach und nach bezog er auch den Teil der Mauer, der zu seinem Gebiet gehörte, mit edlem Spalierobst, vermehrte die Frühbeete und richtete sogar ein kleines Treibhaus ein.

Auf dem breiten Wege, der durch ein Seitenstor zur Straße führte, kamen immer häufiger Leute herbei, um in der Gärtnerei ihren Bedarf einzuhandeln. Unser eigener Garten wurde darüber nicht vernachlässigt, und mit den Hilfskräften für grobe Arbeit ging alles leise, in gutem Einvernehmen, ab. So konnte Jeder mit der Lage der Dinge zufrieden sein, und mein Vater meinte: „Wenn es so bleibt, wenn die Leute sich dauernd ordentlich halten, dann können sie wohlhabend werden.“

Aber ganz glatt ging es nun doch nicht vorwärts auf dem guten Wege. Angermanns alter Vater, der bis dahin weit entfernt gewohnt hatte, zog zu den Kindern, um von diesen verpflegt zu werden und dafür mit seiner kleinen Rente die häusliche Kasse füllen zu helfen. Wie Frau Angermann noch für ihn Raum zu schaffen vermochte, war uns rätselhaft, und wahrscheinlich wär' es besser gewesen, wenn das Rätsel auch für Frau Angermann selbst unlösbar geblieben wäre. Der alte Mann verbrachte nämlich einen beträchtlichen Teil seiner Nachmittage in der nahe gelegenen Wirtschaft mit dem verlockenden Namen: „Holt Pust!“ Unser Gärtner pflegte nach Feierabend hinüberzugehen, um den Vater heimzuholen. Anfangs kamen Beide immer gleich wieder zurück; dann gewöhnte der Gärtner sich daran, selbst noch ein paar Minuten mit am Tisch zu sitzen, ein Glas Bier zu trinken und in seiner munteren Art mit den andern Gästen zu plaudern. Dieser Tagesabschluß mochte ihm wohl besser gefallen, als zu Hause bloß müd' vor sich hinzudämmern, während die Frau stets noch bei den Kindern zu schaffen hatte. Aus den paar Minuten wurden halbe und ganze Stunden. Bald kam die Zeit, wo Frau Angermann Abends oft lange warfen mußte, bis beide Männer zurück-

kehrten: Arm in Arm, laut schwägend auf unsicherer Füßen. Auch tags über tat der alte Mann nicht viel Gutes. Wenn er ein bißchen in der Wirtschaft umhergeschäfftet war, sah er sich bald wieder in seine Ecke, winkte eins von den Kindern herbei und drückte ihm kleine Münze in die Hand mit der Weisung: „Hol' mir 'mal 'n Töppken rüber.“ Wenn der Gärtner dazukam, griff er in die Tasche und sagte lachend: „Hol' mir auch 'n Töppken rüber!“ Das Bier schmeckte nach getaner Arbeit, es schmeckte während der Arbeit, und leider schmeckte es auch vor der Arbeit all' zu gut.

Wie lange blieb es beim Bier? Wann zeigten sich die ersten Spuren von Verfall und Niedergang?

Meine gütigen Eltern singen an, über dies und jenes im Garten den Kopf zu schütteln, und eines Abends durchzuckte mich eingewalziger Schrecken, als ich fast auf den Gärtner gefallen wäre, der über den Weg gestreckt lag. Mein Vater ließ wohl kein Mittel unversucht, um günstig auf den Mann zu wirken, der sich dann immer sehr reing zeigte, alles Mögliche versprach und am nächsten Tage wieder in der Kneipe saß. Die Eltern waren jetzt immer traurig, wenn von Angermanns die Rede war. „Der Mann kommt herunter,“ sagten sie. „Er versieht auch seine Sache nicht mehr ordentlich. Man müßte ihm eigentlich kündigen. Aber die arme Frau — die armen Kinder.“

An dem, was Frau Angermann in diesen Jahren leistete, dehnten sich die Grenzen von Allem, was man bisher für Menschenmöglich hätte halten können. In ihr Gesicht gruben sich immer härtere Falten, und ihr Mund wurde immer schweigsamer. Wie oft dieser Mund in finsternen Nächten um Hilfe gefleht haben möchte, wußten wir nicht, aber ebenso wenig, wie zu zärtlichen Koseworten, gab er sich zu Schelten und Klagen her. Nur die Hände blieben in raschloser Bewegung und stemmten sich dem Untergange des Hauses mit aller Gewalt entgegen. Oft, wenn wir an heißen Abenden spät auf unserer Terrasse saßen, war das letzte Bild, das aus der verschwimmenden Dämmerung im Garten tauchte: Am Rande des Teiches in ihrer starkblauen Schürze Frau Angermann, die sich zum Wasser hinabbeugte, um Gießkannen zu füllen und ihrem Gustav zuzureichen. Dieser älteste Sohn, der nun schon die Schule hinter sich hatte und auch Gärtner werden sollte, war ihr treuer Beistand. Aber was vermochten die Beiden auszurichten — gegen zwei Trinker im Hause?

Um die Zeit, wo Gustav Soldat werden muß, wird bei Angermann noch ein kleines Mädchen geboren. Meine Mutter tut alles, um die Familie zu unterstützen, und auch ich, als erwachsene Tochter, bin bemüht, mich ein wenig nützlich zu machen. Trotz des leisen Herzschlags, das Großvater und Vater Angermann mir immer verursachen, gehe ich auch an dem Morgen hinüber, wo Gustav abreisen muß. Mich empfängt ein schweres Schweigen. Frau Angermanns Bett steht in der großen Stube; sie liegt still, den Säugling neben sich, und Tränen rinnen unter den gesenkten Lidern hervor über die abge härmten Wangen. Am Fußende des Bettes sitzt reisefertig, aber ebenso still, der Rekrut. Er blickt nur hin und wieder zur Mutter auf. Am Fenster, auf der Ofenbank, hocken stumm und verschüchtern die Geschwister und im dunkelsten Winkel, beide Arme auf den Tisch gestützt, der Gärtner: müßig, schlaftrig, mürrisch. Sein Alter möchte sich wohl in einem noch schlimmeren Zustande befinden und bis jetzt gar nicht zum Vorschein gekommen sein. Die Küchentür steht offen, ich trete dort hinein, führe einen Kräftelei zurecht und klirre manchmal ein wenig lauter als nötig mit Löffel und Schüsselchen, weil die Stille so unerträglich lastet. Plötzlich wird sie durch einen Ton unterbrochen, der noch viel schrecklicher ist. Gustav hat laut aufgeschluchzt.

„Mutter,“ spricht er, „daß ich dich hier so allein, so hilflos zurücklassen muß — darüber bricht mir das Herz!“

Wieder Schweigen. Frau Angermann hat sich ein wenig aufgerichtet, um nach der Hand des Sohnes zu greifen und sie leise zu streicheln.

Mit einem Mal kommt eine murrende, knurrende Stimme aus dem Winkel: „Nu — ganz allein bleibt die Mutter doch wohl nicht.“

Gustav sieht sich gar nicht um, es zuckt nur bitter um seinen Mund, und er nickt vor sich hin: „Ja, wohl, ganz allein, bei all' der Arbeit.“

Nochmals das eigentümliche Murren, halb scheu, halb drohend: „Ich bin doch wohl noch da.“

Jetzt wendet Gustav langsam den Kopf.

„Du, Vater?“

Schwerfällig steht er auf, und noch schwerfälliger hebt sich auch Angermann von der Bank. Gustav macht ein paar Schritte vorwärts, und so stehen Beide einander gegenüber: der Sohn in unverdorbener, blühender Jugendkraft, groß und stramm, so daß die Decke niedrig über ihm zu hängen scheint — der Vater mit krummem Rücken, schlaff in der Brust zusammen gesunken, aus trüb' geröteten Augen blinzelnd.

„Du?!” wiederholte Gustav mit unbeschreiblichem Blick und Ton.

Der Gärtner starrt ihn an, als sehe er heute den Sohn zum ersten Mal, und vielleicht durchfährt ihn auch zum ersten Mal die Erkenntnis, wie er selbst sich vor seinem eigenen Fleisch und Blut ausnehmen mag. Was ihm da aus den blauen Augen des Sohnes entgegensprüht — ist das Verachtung? Er sucht sich selbstbewußt zu recken und zu straffen.

„Nu — bin ich nicht auch noch ein Kerl?!”

„Ja, Vater,” stöhnt Gustav. „Ja! Wenn du bloß nicht mehr trinken wolltest!”

Es ist, als sei plötzlich die ganze Stube erfüllt von dem Flehen: „Wenn du bloß nicht mehr trinken wolltest!”

Der Vater steht unbehaglich, verlegen und verdrossen.

„Ich kann's ja lassen,” brummt er endlich.

„Vater, kannst du's wirklich noch lassen?”

Die hellen Augen bleiben auf ihn gerichtet; er windet sich innerlich unter diesen Blicken und wirft, wie beiläufig, die Worte hin: „Soll ich abschwören?”

„Vater, willst du das tun? Willst du abschwören?”

Frau Angermann bittet mit überströmenden Augen, mit ausgestreckten Händen, zum Manne hinüber; alle Kinder, auch die kleinen, die noch gar nicht verstehen können, um was es sich handelt, umdrängen ihn, und ich selber bin wohl, ohne es recht zu wissen, mit darunter gewesen. Einer spricht dem Andern nach:

„Vater, tu' es doch!”

„Herr Angermann, bitte, tun Sie's doch!”

Da sagt er wieder mit lässiger Gebärde: „Gut. Ich will unterschreiben.” Fast im gleichen Augenblick steht das Tintenfaß vor ihm und liegt ein Bogen bereit. Herr Angermann seufzt sich. Wir halten den Atem an. Unter zitternd erwartungsvollem Schweigen versieht er seine Erklärung.

Nicht lange danach mußten alle schönsten Blumen aus dem Garten die Feste meiner Verlobung und Hochzeit schmücken. Ich kam in die entfernte Ecke des Reiches und konnte mich jahrelang nur brieftisch nach Angermanns erkundigen. „Es scheint sich zu machen,” schrieben die Eltern. „Bis jetzt hat er sein Gelübde gehalten, und die gute Frau sieht schon wieder ganz anders aus den Augen.“ Als ich zum ersten Mal als Gast in die Heimat kam, grüßte mich ein neuer Gärtner. Nach dem Tode des alten Vaters, der glücklicherweise noch nicht sein

ganzes Kapitälchen hafte vertrinken können, waren Angermanns fortgezogen, um eine größere Gärtnerei zu übernehmen. Mein Vater hatte noch etwas dazu geliehen und bekam seine Zinsen jedes Mal pünktlich, bei Heller und Pfennig.

Die Zeit verging; das Elternhaus verlöste. Über dem Vaterlande lagert schon der Schatten des großen Krieges, als beim Gange durch eine fremde Stadt mein Blick auf die Inschrift fällt: „Angermannsche Kunst- und Handelsgärtnerei.“ Ich spähe durch die Gitterporte: das Unwesen erscheint mir fast zu großartig für meine alten Freunde. Aber da tritt aus der Haustür im Hintergrunde eine hagere, steile Frauengestalt, und im Nu bin ich drinnen.

„Frau Angermann, kennen Sie mich noch?”

Auch bei ihr leuchtet's auf, und wir feiern herzliche Begrüßung.

Schöner ist Frau Angermann inzwischen nicht geworden. Das Gesicht wie aus altersbraunem Holz geschnitten, das dünne, graue Haar am Hinterkopf zu einem winzigen Knötchen geschlungen, im eingefallenen Munde noch ein einziger, großer Vorderzahn. Trotzdem — für jeden, der zu lesen versteht, trägt die Erscheinung eine Adelschrift!

Nun muß ich alles sehen. Zuerst die Glasshäuser, wo der Mann mit seinem Gehilfen arbeitet. Auch er stark gealtert, aber augenscheinlich ein fleißiger, zufriedener Mensch, von keinem Laster mehr geknechtet. Wie wir ins Haus treten, hört' ich vielfältiges Sprechen, dazwischen Kinderlachen, und sehe in der Wohnstube einen langen Tisch voll Menschen.

„Frau Angermann, Sie haben ja noch eben solch' ein Gewimmel um sich, wie früher!”

„Ja, ja,” nickt sie grimmig, „damals waren's die Kinder allein, jetzt sind es Kinder und Enkel. Zur Ruhe kommt man doch nie ins Leben.“

Nun muß ich hinein, muß viele Hände schütteln und viele Fragen tun. Vier Angermannsöhne stehen im Felde, und der Jüngste hat sich eben freiwillig gemeldet. Die Mutter zeigt mir ihre Einzelbilder: Jeder ragt schlank, wie ein junger Kiefernbaum, und blickt aus klaren Augen. Die Töchter sind alle verheiratet und haben sich, während ihre Männer draußen stehen, wieder in die Nähe der Eltern gezogen; auch zwei Schwiegereltern wohnen am gleichen Ort.

„Sie sind wie die Wespen,” sagt Frau Angermann, ohne eine Miene zu verzieren. „Nicht wehren kann man sich; immer, wenn's was zu nauchen gibt, kommen sie geflogen! Manchmal hab' ich bloß eine geschmälzte Suppe, aber dann

behaupten sie doch: bei der Großmutter schmeckt's immer am besten!"

Im Fortgehen begleitet mich Frau Angermann noch ein Stückchen. Auf dem geraden Mittelwege vom Hause zur Eingangstür schreiten wir zwischen Rabatten, die in verschwenderischer, duftender Fülle blühen. Von einem nahestehenden Apfelbaum hängen die Äste voll leuchtender Früchte so schwer herab, daß ich mich bücken muß. Frau Angermann sammelt Blumen und Obst für mich zur Abschiedsgabe in ein Körbchen und erzählt nebenher ein wenig vom Garten, vom Geschäft, von Plänen zur Vergrößerung der Anlagen. Mir ist das Herz übervoll, und ich denke immer nur: darfst du's wagen? Darfst du vor dieser Verschwiegenen, Stolzen an die Vergangenheit fassen und ein Wort glückwünschender Teilnahme sagen?

Nun stehen wir miteinander auf der stillen Straße, und da geschieht es, daß Frau Angermann plötzlich nach meiner Hand faßt. Ihre eig'ne, die so spröd' und rauh ist, fühle ich zittern, und spröd' von ungewohnter, ungewollter Feierlichkeit bebend, klingt auch die Stimme, mit der sie sagt:

"Meine Söhne gehören alle zum blauen Kreuz. Keiner bringt einen Tropfen Alkohol über die Lippen. Sie sagen, sie hätten beim Vater gesehn, was für ein Unheil der Alkohol anrichten kann; davor wollten sie sich in acht nehmen. Alle sind gesund. Gesund und gut."

"O, Frau Angermann!"

Nun ist der Bann gelöst, und meine große Mitfreude kann überströmen.

"Frau Angermann," sag' ich endlich, "man muß aber auch Ihren Mann bewundern! Nicht Viele hätten diese Kraft besessen!"

Da macht sie plötzlich ihr aller-grimmigstes Gesicht und erklärt kurz und bündig: „Ich lasse mich doch noch von ihm scheiden.“

Nie hab' ich bis dahin Frau Angermann ein Gefühl aussprechen, und nie hab' ich sie einen

Scherz machen hören. Beides ist mir ganz überraschend gekommen, aber ich begreife wohl, daß der Scherz den Gefühlausdruck vermissen soll, und erlaube mir ein freimütiges Lachen.

"Nein, nein, wirklich," sagt sie böse.

"Aber, Frau Angermann, weshalb denn? Jetzt, wo Ihr Mann längst wieder so fleißig und ordentlich arbeitet!"

"Fleißig und ordentlich arbeiten tut er, und sein Versprechen hat er gehalten, dagegen läßt sich nichts sagen. Aber jeden Sonntag Nachmittag geht er ins Kino! Ich kann das Kino nicht leiden."

"Da machen Sie doch lieber einen schönen Spaziergang, beide zusammen!"

"Nein, ich habe keine Zeit, und da geht er immer mit einer Anderen zusammen. Mit der Frau vom Drogenhändler drüber. Sie steht gerade vor der Tür."

Ich wage einen verstohlenen Blick hinüber, und die Sache scheint mir gänzlich ungefährlich.

"Frau Angermann — Sie werden doch Ihrem Manne nichts Schlimmes zutrauen?"

"Was Schlimmes — nein, das hätten meine Söhne auch nie geduldet. Die stehen alle wie ein Mann zu ihrer Mutter. Aber die Frau — daß er immer mit der zusammen im Kino sitzt, ärgert mich doch zu sehr."

Und noch wie Frau Angermann sich entfernt, murrt sie vor sich hin: „Wenn er damit nicht aufhören will, laß' ich mich wirklich scheiden.“

Ich beobachte, wie der Mann ihr auf dem Gartenwege entgegenkommt, wie er mit ihr stehen bleibt, um irgend eine Blumenschönheit zu betrachten, und gewinne den Eindruck, daß es am Ende doch nicht zur Scheidung kommen werde. — Ein Denkmal möchte ich diesen schlichten Lebenshelden setzen. Aber sie haben es sich schon unbewußt selbst errichtet durch alles, was unter ihren Händen wächst und gedieht und sie überdauern wird.

Traum und Tat

Bemerkungen zur neuen Dichtung

Von Erich Worbs

Als um 1800 in deutschen Landen die Romantik zu blühen begann, galt es vor allem gegenüber der Aufklärung die Wiedergeburt des Herzens. Ihre Dichter aber blieben wesentlich im Genuss passiv hingegaben dem neu entdeckten

Ich voll tiefer Wunder. Wenn auch der Besten Sehnsucht nach einer Harmonie von Traum und Leben ging, sie erhoben sich doch nie recht über ein Erlauschen wunderbarster Seelenregungen, sie in ihren von uns noch immer geliebten

Briefen, Versen, Aphorismen und Märchen spiegelnd. Es gebar ihr Traum, ihr Erschauen der blauen Blume, nicht die leuchtende Tat des Geistes, der die Welt formt aus diesem Traum. Ihre ganze Haltung war mehr weiblich als männlich, mehr orientalisch als europäisch. So gerieten sie fast ganz in Vergessenheit, als nach 1870 auch in deutschen Landen Traum und Stille versank in dem gehetzten Tun des Maschinenzeitalters. Wären es Taten des Menschen gewesen! Aber Taten geschahen jetzt, abgelöst vom Menschen, nicht verwurzelt in Seele und Traum. Zum Sklaven der Maschinen ward der Mensch, zum Sklaven rasenden Geschehens. Nicht er gebar aus sich heraus das Tun, das Tun stand selbstherlich da in eitler Macht und verschlavte seine Seele.

Da erwachte um 1900 von neuem deutsche Romantik. Überdrüssig des Materialismus begann man sich wieder zu sehnen nach Erlebnissen innerer Wunder. Da man sich mit der kalten Wirklichkeit nicht begnügen wollte, ward alle Wirklichkeit zum Symbol. Geheimnisvoll dunkel klingende Töne brachen an. Maeterlincks Symbolismus wies vielen den Weg. Sogar ein Dichter wie Gerhart Hauptmann, der eben noch krassestem Naturalismus gehuldigt, taucht unter in die Märchenwelt des Rautendeleins und Nickelmanns. Die Wiener Neuromantik wird um Hugo von Hofmannsthal ganz aus einem weichen Hingegebensein an leise innere Erlebnisse. Während sie so ganz noch Impressionismus ist, bloßes Ablauschen zarter Gefühle, berauschende

Verkörperung findend in Hofmannsthals *Tor, wuchs inzwischen aus dem Schrei nach einer aus der Not der Zeit befreien menschlichen Tat der Expressionismus, der schöpferisch ist, nicht passiv erlebend. Freilich wurde er in den Händen einer ekstatisch sich gebärdenden Gemeinde immer mehr zum bloßen Schrei voller Formexperimente, dem inneres Verbundensein fehlt an die ewigen Stimmen des Alls und der Stille. Dies Verunklein ins All nun ist wieder einer neuen literarischen Bewegung eigen, der doch auch der tätige Geist des Expressionismus nicht fehlt — einer Neuromantik, die über die Wiener Neuromantik hinausweist, da sie nicht stehen bleibt beim Verunklein, sondern aus ihm ihr emporschwillt jauchzender Tatwillen. Der Mittelpunkt dieser Berliner Neuromantik ist die Zweimonatschrift „Romantik“ (Herausgeber Dr. Kurt Bock und Erich Werbs; Verlag: Wir Verlag, Berlin). Zu ihr gehören u. a. W. Bonfels, H. Franck, C. Hauptmann †, K. Heynicke, H. Kasack, G. Sack †, J. Schlaf.*

Ihr wird das Erleben zum Wirken. Aus bloßem passiv-schwergerischem Genuss der Wunder des Ichs und der Welt erhebt sie sich zu einer ethischen Kraft, die auch der alten Romantik mangelt. Schöpferischer Geist formt die Welt nach dem Bilde der blauen Blume zu reiner Menschlichkeit und wahrer Schönheit. Nicht seelenlose Tat ist dieser Neuromantik eigen, nicht tafloser Traum. In tiefster Einigung von Traum und Tat erfüllt sie eine Sehnsucht der alten Romantik.

Alte krumme Gassen

Von Karl Demmel

Sie sind wie ein liebes verstaubtes Großmuttermädchen; wunschlos dämmern sie in ihrer Abgeschlossenheit dahin. Grau in Grau haben sie sich eingespinnen, nicken verschlafen.

In den trocken-morschen Balken webt ein süßer Liebesträum aus Biedermeiertagen.

Das ist nun alles vergessen!

Es kamen andere geschäftige Menschlein in die Gassen, die so eng sind, daß man fast die Hände einander reichen kann.

Manchmal ein enger Hof mit Gerümpel vollgestopft, Regentonnen und Schmutzkästen. Und viereckig da oben drüber ein Stück Himmel, herrlicher, freier Gotteshimmel. Blüht irgendwo verschüchtert ein Geraniumstock vor einem wackligen Hoffensterchen.

Und die Treppenstufen in den alten Häusern sind alle so verärgert und ausgetreten von den Schritten der Jahrhunderte.

Nirgends aufjubelnde Fröhlichkeit; es ist immer, als ginge die liebe alte Zeit durch die niedrigen Zimmer, halte den Finger vor den Mund: „Seid ganz still, ihr lauten Menschen, lasst mich schlafen ...“

Wanderer aus fremden Städten gehen sinnend vorbei an den alten Türen, manche tragen eine Dichtersehnsucht im Herzen dabei und denken sich in das Gassengewirr irgendeine Mondscheinliebshaft hinein. Ein verstimmtes Spinet weint und eine Bänderlaute schluchzt. Und irgend ein Blondmädchenkopf muß den Frühlingsjubel in Herz und Händen tragen, bis sich eines Tages

so ein wandernder Geiger oder ein sehnüchiger Königsohn aus der Winkelschönheit eine Prinzessin macht...

Stein auf Stein zerfällt in den alten Gassen in sich selbst — es werden Jahre gehen, dann wird irgend so ein junger Baumeister voll wilder

Pläne im Kopf die alten Häuser abbrechen lassen, um dorhin den schönsten Sonnenschein frei um neue Gebäude fließen zu lassen. Er weiß es ganz bestimmt nicht, daß so schön wie damals die Sonne nie wieder goldverbrämt in die dumpfen Winkel kriecht...

Wir treiben zwischen Tod und Leben
wie weiße Segel vor dem Wind,
und unsren jähnen Fahrten sind
unrückbar Ziel und Wege schon gegeben.
Glück ist allein und lichter Segen,
zu glauben, daß wir Führer sind,
und dann am Ende wie ein Kind
uns still in Tieferes zu legen.

Doch göttlich ist, mit troggen Armen
zu greifen in das Steuerrad,
und wenn wir müd gekämpft und matt,
zu gehn, verschmähend das Erbarmen.

Herbert Saekel

Die Kant-Gesellschaft

Von Maximilian Abich

Gelegentlich der hundertsten Wiederkehr des Todesstages Immanuel Kants, in dem Ostpreußen Deutschland seinen größten Philosophen geschenkt hat, wurde die Kant-Gesellschaft von Professor Dr. Hans Vaihinger-Halle begründet. Bedeutet diese Begründung daher auch eine Huldigung an die Männer Kants, so hat die Kant-Gesellschaft ihrem Programm gemäß doch nie ihre Mitglieder dogmatisch auf seine Philosophie vereidigt; sie hat stets den Namen des großen Königsbergers nur als Symbol betrachtet, unter dem sie nicht „Philosophie“, sondern — Kants eigener Tendenz gemäß — „philosophieren“ lehren will. Dafür bürigen schon die Namen ihrer Mitarbeiter, unter denen sich die bedeutendsten Vertreter aller wichtigen philosophischen Standpunkte befinden.

Diese großzügige Auffassung ihrer Aufgaben hat sich besonders in den letzten Jahren durchaus bewährt. Es ist schon oft betont worden, daß wir in einer philosophischen Zeit leben. In allen Zweigen der Wissenschaft und der Kultur überhaupt regt sich immer mehr das Streben, zu einer philosophischen Fundierung zu gelangen. Dieses Streben entspricht durchaus dem Geiste Kants, dessen Ziel und Lebensaufgabe ja die Beantwortung der Frage war: „Wie ist Wissen-

schaft überhaupt möglich?“ Aber über diese wissenschaftstheoretische Frage hinaus erwächst das Sehnen danach, zu einer großen geschlossenen Auffassung des Wirklichen, zu einer Weltanschauung zu gelangen. Mystische Erscheinungen wie Okkultismus und Theosophie zeigen, wohin diese an sich durchaus berechtigte Sehnsucht führen kann, wenn sie sich nicht durch wissenschaftliche Methodik, durch philosophische Orientierung, sondern durch hältlose Schwärmerei leiten läßt. Dieser gegenüber ist es Aufgabe der Philosophie, ihre warnende Stimme zu erheben, wie dies auch schon Kant getan hat; aber noch mehr: die Philosophie muß nun ihrerseits die Führerschaft auf diesem Wege übernehmen. Als Sammelpunkt für all diese Interessen dient die Kant-Gesellschaft, mit welchem Erfolge, zeigt das Anschwellen ihrer Mitgliederzahl von 770 im Jahre 1914 auf fast 3000 am Ende des Jahres 1920.

Ihren Zweck sucht die Kant-Gesellschaft durch ihre zahlreichen wertvollen Veröffentlichungen zu verwirklichen. Diese bestehen in:

1. den „Kant-Studien“, einer philosophischen Zeitschrift von jährlich vier Heften im Umfang von etwa 30 Bogen = 500 Seiten, in der außer Abhandlungen zahlreiche Besprechun-

gen, Selbstanzeigen sowie die Mitteilungen der Gesellschaft erscheinen;

2. den „Ergänzungsheften“ der „Kant-Studien“, die jedesmal eine größere geschlossene Abhandlung enthalten, gewöhnlich 3—4 Hefte jährlich;

3. der Veranstaltung von „Philosophischen Vorträgen“ in Berlin und den Orten, in denen Ortsgruppen bestehen (seit Oktober 1920 auch in Königsberg in Ostpreußen), von denen ebenfalls jährlich 3—4 gedruckt werden;

4. den Neudrucken seltener philosophischer Werke des 18. und 19. Jahrhunderts (jährlich etwa 1 Band).

Alle diese Veröffentlichungen gehen den Mitgliedern der Kant-Gesellschaft (Jahresbeitrag mindestens 20 Mk.) kostenlos zu. Über den Besuch der Vorträge treffen die Ortsgruppen

selbständig Bestimmungen; in diesen Ortsgruppen werden auch Mitglieder aufgenommen, die auf die Zusendung der Veröffentlichungen verzichten und nur die Vorträge besuchen wollen. Auskunft hierüber (Ort, Zeit und Beitragshöhe) erfeilen die Vorsitze der Ortsgruppen, für Königsberg Dr. Karl Schmitt, Königsberg i. Pr., Oberleicherstrasse 16.

Das Geschäftsjahr der Kant-Gesellschaft ist das Kalenderjahr; der Eintritt kann aber jederzeit erfolgen. Die bis dahin erschienenen Publikationen des betreffenden Jahrganges werden den Neueintretenden nachgeliefert. Beitragserklärungen sind an den stellvertretenden Geschäftsführer, Professor Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstr. 48, zu richten.

Möge die Kant-Gesellschaft mit weiterem Anwachsen ihrer Mitgliederzahl den Kreis ihrer Aufgaben immer mehr erweitern können!

Moritz, Graf v. Strachwitz

(Zu des Dichters 100. Geburtstag am 13. März 1922.)

Von Hans Gäfgen

Einen Vorläufer Liliencrons hat man Strachwitz genannt; manche seiner Dichtungen, etwa „Das Herz von Douglas“, lesen sich fürwahr, als seien sie der Feder des großen, norddeutschen Lyrikers entfloffen. Beiden ist ein ungemeiner Schwung, ein frisch zupackendes Wesen eigen, das in ihren Dichtungen beredten Ausdruck gefunden hat. Wie sich etwa Strachwitz für das Duell einsetzt, diese Verse atmen eine unerschrocken zupackende Begabung. Am Schlusse heißt es da:

Wer je der Klinge fest und traut
ins zornig blaue Aug' geschaут:
der nimmt den Streich und rächt ihn gleich,
und gäßt es Erd' und Himmelreich;
für scharfes Wort den scharfen Stahl,
und gäßt es Fluch und Höllenqual.

Der Stolz des Edelmannes, der gewohnt ist, ohne Rücksichtnahme auf den und jenen, geradeaus zu schreiben, bricht hier, wie in den meisten seiner Dichtungen, durch. „Jeder Mann zu seiner Fahne, meine Fahne sei die Jugend!“ ruft er einmal aus, er, in dem sich schämend Jugendluft mit hellem Verständnis für die Probleme der Zeit einten.

Als er zwanzig Jahre alt war, erschien seine Gedichtsammlung „Lieder eines Erwachenden“;

seinen Ruhm aber begründeten die 1847 gedruckten „Neuen Gedichte“, die der mit 25 Jahren sterbende Dichter noch erscheinen sehen durfte.

In Peterwitz bei Frankenstein in Schlesien ward Moritz, Graf von Strachwitz geboren. In Breslau und Berlin studierte er Jurisprudenz, um als Referendar beim Kreisgericht in Grottkau zu wirken. In Berlin war er ein eifriges Mitglied des „Tunnel über der Spree“, der Sonntagsgesellschaft, der sich später Fontane und Heyse zuzählten. Reisen nach Schweden und Norwegen unterbrachen dann sein Leben als österreichischer Kammerherr auf seinem Gute Schebetau in Mähren. Auf der Rückreise von Italien ereilte den Fünfundzwanzigjährigen am 11. Dezember des Jahres 1847 zu Wien der Tod.

In Strachwitz, der formal nicht unbeeinflusst von Platen scheint, ist eine starke Hoffnung der deutschen Dichtung frühzeitig ins Grab gesunken. Als Sänger des früher in Konzertsaalen oft gesungenen Liedes „Wie gerne dir zu Füßen“ ist er populär geworden. Bleibendes aber findet sich besonders unter den „Neuen Gedichten“, in denen der ungestüme, aufrechte Charakter dieses Lyrikers seinen gefreuesten Niederschlag gefunden hat.

Rundschau

Zur Insel-Ausgabe von Hoffmanns Brambilla

Von Richard von Schaukal

Der Unfug der sogenannten „Bibliophilen“-Ausgaben hat erschrecklichen Umfang gewonnen. Der jegliche Laune, Schwundel und Ohnmacht begünstigende modische „Expressionismus“ stürzt sich mit wahrhaft satanischer Wollust auf die wehrlosen Meisterwerke der Nationalliteratur und schändet sie unter dem Vorwande, sie zu schmücken, auf das Grausamste. Eines seiner gepeinigtesten Opfer ist E. T. A. Hoffmann, dessen lange Jahrzehnte von der zünftigen Literaturgeschichte schöne verkannte Kunst seit einigen Jahren zum innigen Schmerz seiner berufenen Liebhaber dem Snobismus ausgeliefert ist. Es vergeht fast kein Monat, der nicht irgend eine Hoffmann angehängte Sudelei zeitigte.

Aber auch erfreulichste Ergebnisse der gesteigerten Beschäftigung mit dem Dichter des „Goldnen Topf“ sind zu verzeichnen. In erster Reihe ist immer wieder Hans von Müller's hingebungsvoller Bemühung um den „wundervollen Kapellmeister“ zu gedenken: zwanzig Jahre unermüdlicher Forschung haben uns mit nicht genug zu rühmenden Arbeiten beschert. In Hans von Müller eint sich der peinlichste, sauberste, wahrhaftigste Gelehrte dem geistreichsten und fesselndsten Dichter, der behutsamste Archivar und gewissenhafteste Herausgeber dem künstlerisch seinen Gegenstand erfassenden Urteiler. Seine in zahlreichen Abhandlungen niedergelegten Feststellungen haben die Lebensgeschichte des merkwürdigsten aller Gerichtsräte in entscheidenden Abschnitten geklärt, die auf das Umfassendste und eingehendste erlähmten Ausgaben der Briefe und der Tagebücher Hoffmanns (bei Gebrüder Pfeifel, Berlin) sind grundlegende Veröffentlichungen des zur Erkenntnis des Dichters wichtigsten menschlichen Stoffes, die Sonderausgaben der „Märchen der Serapionsbrüder“ (*), des „Meister Floh“, des „Sanktus“, der „Brautwahl“, der „Lebenserinnerungen des Kater Murr“ vor treffliche Gestaltungen des verwahrlosten Textes, seine Erneuerung der „Biographie des Kapellmeisters Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“ („Das Kreislerbuch“) ist eine diese bedeutendste Schöpfung des „reisenden Enthusiasten“ zu atmetendem Leben erweckende literarische Tat, und die „Berlinischen Erzählungen“, die in einem prächtigen, mit erleseinem Bilderwerk ausgestatteten Bande 1921 erschienen sind (**), zeigen in originell gegliedertem Aufbau den Zusammenhang von Hoffmanns Berlin mit einem wesentlichen Teil seines unerschöpflichen Werkes. Sodann ist Georg Ellingers musterhafte Ausgabe der Werke

(in fünfzehn Teilen auf Grund der Hempelschen neu herausgegeben, Berlin, Bong & Co.) zu rühmen, die Grisebachs dankenswerte Unternehmung (sämtliche Werke in fünfzehn Bänden, Leipzig, Max Hesses Verlag, 1900) an Vollständigkeit und Textgenauigkeit überholt hat und heute, solange die auf zwölf Bände berechnete historisch-kritische Monumentalausgabe Carl Georg von Maehens (Georg Müller, München; seither im Propylaea-Verlag, Berlin) nicht vollendet ist, als die maßgebende dasteht; so wie Ellingers tüchtiger Arbeit „E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke“ (Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voh, 1894) der Ruhm gebührt, Hoffmanns Lebensgeschichte erst auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt zu haben. (Ein neuer Versuch: „E. T. A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers dargestellt von Walther Hartich“ [2 Bände. Verlegt bei Erich Reiß, Berlin] benützt zwar mit Fleiß und Genauigkeit die von jenen trefflichen Forschern und Sammlern erarbeiteten Einzelheiten, ist uns aber ihre schöpferische Zusammenfassung zu einem anschaulichen Bilde trog weitläufiger Besprechung der Werke ebenso schuldig geblieben, wie Hartichs wortreiche Verkündigung des Künstlers hinter dessen gelegentlicher Charakteristik durch wahlverwandte Geister — Ricarda Huch, Franz Blei, Paul Hensel u. a. — zurücksteht.)

Während die im Eingang angeprangerften „bibliophilen“ Machwerke ihrem Unernst gemäß dem Tefte — den ich selbst in meiner Ausgabe der „Märchen“ (I. Band 1920 im Wegweiser-Verlag, Berlin) aus Hoffmanns Schreibweise gegenüber der Willkür seiner Seher herzustellen versucht habe — keine über ihren nächsten Markt Zweck hinausgehende Sorgfalt widmen, hat der Insel-Verlag in einer wort- und sorgfältigen Wiedergabe des ersten Druckes (1821, Verlag von Josef May in Breslau) der „Prinzessin Brambilla“ (***) eine ebenso schöne wie sorgfältige Leistung vollbracht***).

*) Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot von E. T. A. Hoffmann mit 8 Kapiteln nach Callot'schen Originalblättern 19 9 (zweite Ausgabe 1920).

**) Schäfeler findet nach dem Februarverzeichnis des ersten Druckes verbessert. Aber das Februarverzeichnis des ersten Ausgabe, eines unter den vielen nachlässigen Fehlerhaften Hoffmannschen Schriften besonders verworfenen Schriftwerkes, ist nichts weniger als vollständig; ich trage folgende bestallende Fehler nach: §. 34 erste Zeile v. „willkürliche“ statt „unwillkürliche“; §. 41 3. 2 v. o. „mit einer rothen“ Rose (fehl); §. 47 3. 4 v. o. „in“ statt „im“; §. 48 „11 v. u.“ statt „vielen“ „pielen“; §. 80 3. 10 v. o. „Konfession“ statt „Confession“; §. 93 3. 10 v. u. „Pianalle“ statt „Pianoforte“; §. 138 3. 8 v. o. „für den offiziellen“ Prinzen (fehl); §. 137 3. 10 v. o. „Chapperl“ statt „Chappeller“; §. 138 3. 9 „konfusier“ statt „konfusier“; §. 143 3. 5 v. o. und §. 144 3. 7 v. u. „irdischen“ statt „irdischen“ („irdischen“) [siehe Hoffmann], §. 157 3. 6 v. o. „Wimpar“ statt „Wirmart“; §. 175 3. 9 „des Achern“ statt „Gengen“; §. 176 3. 9 „Gengen“ statt „des Achern“ — „Gengen“ — „Giglio (das, Gengen)“ gehört zum folgenden Satz, nicht zum Titel des Giglio). §. 174 3. 8 v. o. „geföhrt“ statt „geföhrt“ (Hoffmann schreibt im p. p. nie „h“); §. 175 3. 5 v. o. „Giglio“ liegt sich plötzlich befängt“ statt „Giglio liegt sich plötzlich befängt“; §. 177 3. 3 v. o. „Erde“ statt „Ede“; §. 181 3. 8 „Zaubern“ statt „Zauberern“, §. 181 3. 4 v. o. „Federbarett“ statt (wie Hoffmann schreibt) und wie es auch §. 91 3. 3 v. o. richtig

**) 1921 ist bei Julius Vord in Berlin die zweite verbesserte Ausgabe des köstlichen Büchleins erschienen.

** Georg Müller Verlag München.

Die „Prinzessin Brambilla“ (1820) ist dem „Klein Zaches“ (1818) gefolgt und geht der „Königsbraut“ (1821) und dem „Meister Floh“ (1821/22) voraus. 1818 hatte Hoffmann seine seit 1813 in Taschenbüchern und Almanachen zerstreuten Erzählungen für die „Serapionsbrüder“ (1819/21) zu sammeln begonnen, fast gleichzeitig sein erstes Buch, die „Fantasiefüchse“ (1813/15) — darin der „Goldnen Topf“ (1813/14) strahlt — für die zweite Ausgabe (1819) wieder durchgenommen. Und 1819 hatte er auch sein gewaltigstes und persönlichstes Werk, die „Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler“ begonnen. In zehn Jahre drängt sich ja — abgesehen von der genialen Erstlingschöpfung des nach langer musikalischer Abschweifung wiedererwachenden Schriftstellers „Ritter Gluck“ (1808) — die dichterische Tätigkeit des buchstäblich in Flammen sich Verzehrenden zusammen. Die „Brambilla“, die ihre Anregung den von Hoffmann bewunderten Callof'schen Darstellungen der commedia dell' arte, den Balli di flessania, dankt — der „Serapionsbruder“ Koresf hatte ihm die Blätter zum 44. Geburtstage, dem 24. Januar 1820, geschenkt — ist nicht nach Herrn Jedermanns Geschmack: lebt sich doch darin die „skurrile“ Künstlerlaune des eidevant Kapellmeisters, seitherigen Kammergerichtsrates auf das Tollste aus. Das selbstsame Werk ist nur Mitgliedern der „unsichtbaren Kirche“ im Tiefsten zugänglich, den frei überm Dunstkreis der Tatsächlichkeit atmetenden Geistern melancholisch-humoristischer Weltüberwindung, den „Phantasten“ aus Wilhelm Raabes einsamer Seelengegend. Schon Freund Izig-Hizig, der ebenso beflissene wie ahnungslose Verwalter des Hoffmannschen Nachlasses, ist ein bezeichnender Zeuge von der Wirkung des geistprühenden Capriccios auf den „normalen“ Kopf. Er tadelt mit der Überlegenheit eines von den grausigen Seligkeiten des Künstlertums unanfechtbaren Bieder- und Fachmannes das „Nebeln und Schwebeln“ an diesem freilich für landläufige Kunstbegriffe makelosen und dennoch in sicherer mäze schwelbenden Produkt, wie er ja auch den „zusammengewürfelten“ „Meister Floh“ ablehnte und sicherlich die magische Tiefe der für seine Kinder geschriebenen unsterblichen Märchen nicht erblickt hat. (Es sei baldiglich daran erinnert, daß in einem der liebenswürdigsten deutschen Büchern, v. Volkmann-Leanders „Träumereien an französischen Kaminen“ die Schäze dieser Märchentiefe dem Tagessicht näher gehoben sind. Wer als Kind Leanders „unsichtbares Königreich“ selig-schauernd erlebt hat, kann kein gemeiner Mensch werden . . .)

Aber auch jene augenschließenden Affären, die alsbald Gautier und Baudelaire beschwören, sind nicht befugt, dem Capriccio von der Prinzessin Brambilla und dem affektiven Prinzen Chiaperi ihr nobistisches Placet zu erteilen: man muß um einige Seelengrade näher mit dem Schöpfer des Kapellmeisters Kreisler vertraut, man muß ihm einigermaßen gleich sein an Stolz und Ekel, Sehnsucht und Ironie, Glauben und Liebe, Schmerz und Glanz, um dieser zugleich deutschesten und dennoch allen Nationen zugänglichen Dichtung aus innerstem Herzen gerecht werden zu können. Der literarische Gauleiter aber ist kein Geisterbeschwörer. (Heine, der Anführer einer Legion ohnmächtiger Nachahmer artiger Seelenkraft, hat mit tonangebender feuilletonistischer Plattheit diesen unzuständigen Bewundern das inhaltsleere Urteil vorgeprochen.) Die Brambilla steht an Erfindungskraft wie an Meisterschaft der Ausführung hinter dem vergleichlichen „Goldnen Topf“ (1813/14) und dem „Klein Zaches“ (1819), wetteifert aber an Tiefe mit jenem und ist als Bekenntnis der Welt- und Kunstanuschauung des großen Dichters — Hoffmann ist einer unserer größten Dichter — das reichste, wenn auch nicht das reinste seiner Werke. Mit den zwei angeführten, den drei Kindermärchen der „Serapionsbrüder“ und dem ihr im Wesen nächst kommenden „Meister Floh“ (1822) gehört die „Brambilla“ zu dem unverwelklichen Märchenkranz, der sich um Hoffmanns Meisterleistung, die fragmentarische Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern (1820 und 1822), rankt. Ich meine noch die dem „Goldnen Topf“ und den trost bezaubernden Episoden im Ganzen verunglückten „Abenfeuern der Sylvesteracht“ (1815) einerseits, dem „Artushof“ (1815) anderseits verwandelte „Brautwahl“ von 1819 diejenigen eigentlichen „Märchen“ zu zählen zu dürfen, obwohl sie den Übergang zu den zum größten Teil nicht minder phantastischen Novellen bildet. Wie alle Hoffmanns eigentümlichen Schöpfungen — denn der mit seiner Schöpferkraft Wüstende hat auch schönste Bafel hingesudelt, um Geld zu verdienen und seiner Belebtheit nichts zu vergeben — ist die „Brambilla“ ein Märchen, das ist ein zwischen Leben und Traum schwebendes Zwitterding der Laune und der Ahnung. Und wie alle diese unerschöpflichen Märchen eines entschiedenen dichterischen oder wie man es damals nannte: romantischen Temperaments gilt sie dem Gegensatz zwischen Ahnung und Gegenwart, Traum und Wirklichkeit, höherer Sein und irdischer Erscheinung. Es ist die „höhere“ Wirklichkeit des Traumes, „den wir“ — wie Hoffmann eben in der „Brambilla“ sagt — „durch das ganze Leben fort träumen, der oft die drückende Last des Irdischen auf seine Schwingen nimmt, vor dem jeder bittere Schmerz, jede trostlose Klage gefäuschter Hoffnung verstummt, da er selbst, Strahl des Himmels in unserer Brust entglommen, mis der unendlichen Sehnsucht die Erfüllung verheiht“.

Diese Erfüllung läßt Hoffmann seine Helden dadurch im Leben selbst finden, daß sie Anselmus

heißt „Federbarrett“, S. 185 3. 5 v. u. „meinen“ statt „meine“ und „vollwölfchen“ statt „vollwölfige“ (Hoffmann sieht stets nach Fürwörtern die starke Flexion), S. 188 3. 11 „phantasiisch“ statt „fantasiatisch“, S. 190 3. 10 v. u. „der Fluß“ statt (wie Hoffmann sonst richtig schreibt) „des Flurs“, S. 201 3. 10 v. u. S. 202 3. 8 v. u. „Lotus“ statt (wie sonst richtig) „Lotos“, S. 205 3. 4 „und Blum“, geboren“ statt „und Blum“ geboren“, S. 210 3. 11 „Freund, Aufzähler“ statt „Freund Aufzähler“, S. 214 3. 9 v. u. „und“ statt „un“, S. 252 3. 9 v. o. „boldfeig“ statt (wie Hoffmann schreibt) „boldfeigles“, S. 291 3. 1 v. u. „Zimbeln“ statt „Zimbeln“, S. 295 3. 5 v. o. „nur“ statt „num“, S. 298 3. 3 v. o. „willkürlisch“ statt „unwillkürlisch“, S. 300 3. 3 v. o. „armfelig“ statt „armfaulig“, S. 310 3. 5 v. u. „großen Zaubern“ statt „großen Zauberern“.

(Goldner Topf), wie Peregrinus Tyb (Meister Floh) und Balthasar (Klein Zaches), Felix und Christlieb (Das fremde Kind) gleich Giglio und Giacinta (Brambilla), Marie (Aufknacker und Mausenkönig) und Edmund Lebzen (Brautwahl) ihrer Seele Heimat und damit ihr wahres Selbst erkennen und sich, ihrer innern Berufung folgend, mit Bewußtsein herausstellen aus dem Alltäglichen. Es sind stets überirdische Gestalten, die als wohlwollende Lenker des Geschickes der Verlorenen mächtig eingreifen in ihren bis dahin einigermaßen irren Lauf und sie, weise „Magierin im Kampf mit „feindlichen Prinzipien“, nicht ohn“ fröhliche Zwischenfälle emporheben zu sich selbst. (Karikiert wird dieses Streben nach dem Höheren in der „Königsbraut“ in der köstlichen Gestalt des weltfremden „Astrologen“ Dampf von Zabelshau, der die Verbindung mit der Sylphide Nenahila erhofft, und geziesthaft wird die unwürdige Überhebung des mißgeschaffenen Verworfenen im „Klein Zaches“, dessen posenhaft-gutmütig ver- spottetes Gegenstück der Dilektant Amandus von Nebelstern in der „Königsbraut“ bildet.) In der „Brambilla“ wird die Selbsterkenntnis des Liebespaars Giglio und Giacinta im Spiegel des am Humor zur wahrhaftigen Kunst gefundenen Schauspielers ums geistreich abgewandelt.

Swar haben wir mehr noch als im „Goldnen Topf“ in dem reichern, wenn auch mißsamern, manchmal geradezu gequälten Werk die „durchgeballte Ironie“ zu bewundern Gelegenheit, die Hoffmann selbst (im Brief vom 4. März 1814 an seinen ersten Verleger, den Bamberger Wein- händler Kunz) an jenem befont, ja es scheint stellenweise geradezu eine Verherrlichung der Selbstironie in Kreislers Sinn, der auch den Vorwurf, „völlige Dissonanz zu stiften aller konventionellen Verhältnisse, wie sie nun einmal bestehen“, lachend ausruft: „O wundernoller Kapellmeister, der solcher Dissonanzen mächtig!“, aber siegreich bleibt doch, wie es, ein spiegelndes Symbol im arthorn symbolischen Ganzen, das liebenswürdige Märchen vom König Ophioch und der Prinzessin Liris verkündet, der Humor, der „nichts gemein hat mit seinem ungerufenen Stiefbruder, dem Stoff“, sondern — abermals nach unseres geliebten Kreislers Worten — „ins Leben eintritt wie ein gebiegender König“. Und niemals sollte man bei Hoffmann, dem immer wieder gräßlich Mißverstandenen, außer Acht lassen, daß es die Sehnsucht und die Liebe sind, die den mustasten osler durch dieses Zimmersal reisenden Enthusiasten im Tieffeen beseelen, jene innere Musik, die wie Prosper Alpanus (Klein Zaches) sagt, „aus dem Lande voll göttlicher Wunder“ tönt, der wahren Heimat des Dichters.

Alt-Königsberger Fayence-Fabriken

Von W. Groß

Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist die Zeit der Gründungen von allerhand Manufakturen. Die nach merkantilistischen Ideen orientierte volkswirtschaftliche Anschauung jener Tage begünstigte das Streben der Fürsten und ihrer Regierungen, möglichst viel Ware im

Land selbst zu erzeugen und möglichst viel Luxuswaren zu exportieren, um die Goldreserven des eigenen Landes oder Ländchens zu immer größerer Höhe anzuwachsen zu lassen. Nun waren keramische Erzeugnisse eine der beliebtesten Luxuswaren des Rokoko; nah es doch kaum ein Material, das in gleicher Weichheit und Elastizität so den ländernden Capriccios jenes graziosen Stils zu folgen vermochte. So war es kein Zufall, wenn gerade dieser Zeit eine ganze Reihe von Porzellan- und Fayencefabriken ihr Dasein verdankt, ja, es gehörte in Mittel- und Westdeutschland für die Landesfürsten beinahe zum guten Ton, nach der Errichtung einer keramischen Fabrik, hauptsächlich einer „Porzellan-Fabrique“, mit allen verfügbaren Mitteln des Staatshaushalts zu streben. Ging auch um die Wende zum 19. Jahrhundert ein großer Teil der schlecht fundierten und oft nicht kaufmännisch geleiteten Unternehmungen ein, so haben sie doch zum Teil künstlerisch Hochstehendes geschaffen und Anregungen gegeben, auf denen eine wirtschaftlich glücklichere Zeit aufbauen konnte.

Auch in unserm Nordosten gab die Lust an der Anlage derartiger Manufakturen den Anlaß zur Gründung mehrerer Unternehmungen, von denen uns jedoch heute nur die beiden Königsberger beschäftigen sollen. Hier war der Boden nicht so günstig wie im Westen Deutschlands: die Bevölkerung war weit bedürfnisloser, Friedrich der Große war — auf Grund mancher Erfahrungen — in zunehmendem Alter immer vorsichtiger mit staatlichen Zuschüssen, und endlich machte sich die Konkurrenz Englands recht stark bemerkbar. Englische Kaufleute brachten eine Unmenge Geführ aller Art ins Land hinein; noch heute können wir uns in den alten Familien unserer Hafenstädte davon überzeugen. Trotzdem wagten es Männer, im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts keramische Unternehmungen in Königsberg zu gründen, von denen uns besonders der eine, Hofrat Ehrenreich auch seiner Persönlichkeit nach interessiert. Johann Eberhard Ludwig Ehrenreich ist der typische Unternehmer seiner Zeit: rastlos, aber auch ruhelos, ein „Projektenmacher“, aber ein ehrlicher Mann, nach allen Fehlschlägen immer wieder obenauf, bis ihm endlich doch der ganze Erfolg zwischen den Händen zerflattert. Seine Schicksale mufest an wie die kraulen Arabesken einer Rokoko-Volute. Geboren 1722 zu Frankfurt am Main, wurde er am Hofe von Hessen-Kassel erzogen und studierte später Chemie, Naturwissenschaften und Medizin. Nach manniäischen Reisen sauchte er als Königlicher Leibarzt am schwedischen Hofe auf. Unternehmungslustig wie er war, gründete er 1758 mit Hilfe mehrerer Kapitalisten zu Marienberg bei Stockholm eine Porzellanfabrik, die jedoch nur Fayence hervorbrachte, ähnlich wie das Erzeugnis der 31 Jahre vorher mit deutschen Arbeitern gearbeiteten Roerstrenker Fabrik. Aus unaufgeklärten Gründen — wahrscheinlich wird es verlebter Ehrgeiz gewesen sein — verließ er 1766 sein ganz gut florierendes Werk und gründete in dem damals ebenfalls zu Schweden gehörenden Stralsund ein neues

Unternehmen, das einen raschen Aufschwung nahm, — bis nach vier Jahren das Aufliegen eines Pulverturms am Triebfester Tor dem ganzen Betriebe ein jähes Ende bereitete. Ehrenreich mußte sich zahlungsunfähig erklären und ging nun nach Königsberg, wo ihn sein rastloser Unternehmungsgeist zur Gründung einer dritten keramischen Fabrik antrieb. Diesmal sollte es aber keine Porzellanfabrik sein, sondern er wollte sich beschäftigen mit der Erzeugung von Fayence-waren, die damals dem Porzellan bereits scharfen Wettbewerb machten. Im August 1775 erwarb er drei Gründe auf dem Vorderrothgarten, auf dem heutigen Julius Dumckeschen Fabrikgrundstück. Nach den Mitteilungen des sonst recht zuverlässigen blinden Königsberger Chronisten v. Baczko schenkte ihm Friedrich der Große dazu 6000 preußische Taler. Betriebskapital wurde von privater Seite beschafft; ein Versuch, die Summe zu erhöhen auf Grund einer Subskriptionsliste für die „Fayence-Steingutf- und Erdewaren-Fabrique“ durch 100-Taleraktien, scheiterte, da nur 175 Aktien gezeichnet wurden. Trotz aller Schwierigkeiten kam die Fabrikation in Fluss, etwa 1783 erreichte sie ihren Höhepunkt.

Von den Erzeugnissen Ehrenreichts ist nicht mehr allzuviel erhalten; doch besteht durchaus die Möglichkeit, daß sich im Privatbesitz des Öftens noch manches Stück befindet, das aus jener Fabrik stammt, ohne daß der Besitzer eine Ahnung davon hat. In Königsberg befinden sich hauptsächlich Stücke im Kunstmuseum, sowie in den Privatsammlungen Teppich und Karl Wipprecht. Als Kennzeichen gilt die Marke HE (Hofrat Ehrenreich), auf den Hofratstitel muß der sonst so großzügige Mann viel Werk gelegt haben!), daneben ist das Datum der Bemalung und der Buchstabe des Malers. Die erhaltenen Stücke stellen nichts Außergewöhnliches und Außerordentliches dar, aber sie verraten tüchtiges Können, guten Geschmack und können sich neben den besten Fayencen jener Zeit sehr wohl sehen lassen, allein sie stehen, wie Dr. Brindmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Töpferkunst in Deutschland schreibt, doch stark hinter dem zurück, was Ehrenreich in seinen jüngeren Jahren in Marienberg und Stralsund geschaffen hatte. Dreierlei Arten wurden fabriziert: Fayencen mit Zinnlasur, Steingut auf englische Art und iride Ware. Die Fayencen hielten sich größtenteils im älteren Geschmack des Rokoko, in der Bemalung herrscht blau vor in guter, klarer Ausführung und mit sicherem Pinselstrich. Mit die besten der erhaltenen Fayencen sind die „zu Potpourri und Stubenornat dienlichen Vasen“ des Königsberger Museums, die zum Teil englischen Geschmack abten. Steingut- und Erdewaren waren reine Gebrauchsware, ähnlich den Bunzlauer Erzeugnissen, zum Teil wohl auch bestimmt für die Ausfuhr nach Polen. Ihre Marke ist ein K (Königsberg), das oft an einem Stück mehrfach vorkommt.

Trotz aller Bemühungen und trotz guter Ware hatte Ehrenreich dennoch dauernd mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen. Verschiedene Male

gelang es ihm, neues Betriebskapital aufzunehmen, bis endlich im Jahre 1788 der Zusammenbruch erfolgte. Auf gerichtliche Verfügung hin ließ die ostpreußische Regierung seine Waren versteigern, er selbst ist in Gumbinnen im Januar 1803 im 81. Lebensjahr gestorben. Wahrscheinlich hat er nach dem Bankrott sich wieder in seiner ärztlichen Tätigkeit versucht, wie er denn auch in Königsberg mehrfach nebenbei sich als Arzt und medizinischer Schriftsteller betätigt hatte.

Die Fabrik führte noch etwa 20 Jahre hindurch ein Scheindasein, zunächst unter dem Provinzial-Kontrolleur Buorn, dann unter den „Neogozianten“ Kade und Tischler. Noch im Jahre 1804 wurden mit 24 Arbeitern Waren im Werte von 3450 Tälern erzeugt. Verfeuerung der Holzpreise, Einfuhr von Magdeburger Fayencen und nicht zuletzt der Schmugel mit englischen Tonwaren gaben in den ärmlichen Zeiten nach dem Kriege 1806/7 dem Unternehmen trotz manchen Schüdes durch Regierungsschreikreise den Rest.

Noch mehr zu beklagen ist das kurze Bestehen der zweiten keramischen Fabrik Königsbergs, der Fabrik der Gebrüder Collin. Hier waren im Kleinen wirklich künstlerische Kräfte am Werke, die wohl einen höheren und nachhaltigeren Erfolg verdient hätten. Die Besonderheit dieser Fabrik war Fayence und Steingut im englischen Geschmack, hauptsächlich in der Art Wedgwoods und die Erzeugung der schwarzen, sehr poliersfähigen Basaltware. Paul Heinrich Collin (geboren zu Königsberg im Jahre 1748) war in jungen Jahren nach England gegangen, hatte dort Einblick in das Wesen der englischen Tonwarenindustrie gewonnen, und begründete — etwa zu gleicher Zeit wie Ehrenreich — zusammen mit seinem Bruder 1776 eine Fayence- und Steingutfabrik. Collin war Autodidakt, es scheint aber eine reiche künstlerische Begabung in ihm geschlummert zu haben, die an anderer und günstigerer Stelle vielleicht Bedeutendes geleistet hätte. Nur wenige seiner Arbeiten sind erhalten, meist Medaillons mit Köpfen berühmter Zeitgenossen, die er nach dem Leben modelliert hat. Die Stücke des Kunstmuseums sind aus hartem Basaltton angefertigt, die Zeichnung ist scharf und charakteristisch. Um meisten Beachtung erweckt wohl das Bildnis-Medaillon Kants, das nach dem Urteil der Zeitgenossen so ziemlich das ähnlichte aller Bilder des großen Philosophen darstellt. Es trägt auf der Rückseite die eingeritzte Inschrift: Mons. Eman. Kant Professeur à Königsberg né en l'année 1723 — pris de nature par Paul Henr. Collin en Juin 1780 Fabrique des frères Collin à Königsberg. Außer Kant modellierte Collin Medaillonköpfe von Oberbürgermeister v. Hippel, Johann Georg Hamann, dem Magus des Nordens, vom Herzog und der Herzogin von Kurland u. a. m. Nach den Zeitungen jener Jahre hat Collin auch „Potpourri-Vasen, Silhouettenrahmen, Augenbadewännchen, Tabaktöpfchen, Schmandkannen“, kurz alles angefertigt, was die Mode jener Zeit erheischt. Von allen diesen Sachen ist — soweit es bekannt ist — nur eine

einige, sehr geschmackvolle Vase erhalten aus gelbbrauner Masse mit gesprengelter, hellbrauner Glasur. Auch sie trägt außer der Nummer die Bezeichnung frères Collin à Koenigsberg. Vielleicht finden sich noch in Privatsammlungen Stücke aus der Collinschen Fabrik, es wäre interessant, ein etwas umfassenderes Bild über die Schöpfungen dieser anscheinend mit guten künstlerischen Wirkungen arbeitenden Manufaktur zu erhalten.

Nicht lange vermochte Collin sein Unternehmen aufrecht zu erhalten. Die Konkurrenz der mit staatlichen Mitteln unterstützten Ehrenreichischen Fabrik, vielleicht auch Mängel des Materials, das wohl doch nicht dem englischen völlig gleich kam, zwangen ihn, seine Werkstätten und Öfen im Jahre 1785 zu schließen. Er lebte noch einige Jahre als Wechselmakler in Königsberg und betätigte sich wohl auch noch ab und zu durch künstlerische Entwürfe. Geschäft von seinen Mitbürgern starb er, erst 41 Jahre alt, im Jahre 1789 an einer Gallenkrankheit.

So scheiterten in verhältnismäßig kurzer Zeit beide Versuche, die keramische Industrie am Ausgang des 18. Jahrhunderts in Ostpreußen bedeutend zu machen. Kunstgewerbliche Spuren in weiterem Sinne haben beide Fabriken nicht hinterlassen, konnten es auch wohl nicht wegen der Kürze ihres Bestehens. Doch mag noch so manches gute Stück in den Sammlungen des Osten vorhanden sein, das man irgend einer mittel- oder westdeutschen Fabrik zuschreibt, während es in Wirklichkeit am Pregelstrand das Licht der Welt erblickt hat!

Ein Märchenabend bei der „Spielgemeinde“ des Bundes der Älteren Wandervögel (Kronachbund) Danzig

Von C. P. Hiesgen

In den weihevollen Räumen des Remters der Johannischule sammelte sich Danzigs Jugend zu einer Abendandacht eigener Art. Sollt' dieses Häuflein Menschen Danzigs ganze Jugend sein? — Mir scheint, es ist so in der Tat! — Schade!

— Schade! —

Im Remtergewölbe verlöschte das Licht. Zwei Kerzen flammten auf hohem Altan. Sammlung und Andacht hüpften von Gesicht zu Gesicht. Dann beginnen Lauten und Geigen im Chor den Weg ins Wunderland. Die Gestalten des Chores, Jünglinge im weiten Wams mit freien Locken, frei die Brust und frei die Stirne: Wikinger und Lühougestalten. Gesichter voll von Trost und Mut, voll von so seltnem Stolz und heiliger Inbrunst für gerechte Dinge. Und mit ernstem Bescheiden und beseiderner Anmut die Mädchen, Edelfräulein, die anders geartet als die Mädchen der Straße.

Im Verklingen der Melodien steigt die Märchenkönigin (Fräulein Elsa v. Bockelmann) die Stufen zum Altan empor und erzählt — erzählt — Das Schönste, was ein Mensch erlebt, soll er in seinem Herzen tragen und nicht in der

losen Zunge. — Zur Wiedergabe solcher Stunden ist keine Feder fein genug.

Hat jemand schon gehört, wie der Volksmund das Lied von den Königskindern singt, die einander so lieb haben? — Er mag eslauschen an Abenden, wenn die Spielgemeinde irgendwo am Mariensee oder sonstwo nach Reigen und Tanzspiel um die Trauerweiden am Ufer des Wassers läuft. — Die alles begeisternden, alles umsangenden Augen dieser Menschen, der Märchenkönigin vor allen, diese so selten gewordenen Menschen hat jeder lieb und ahnt ihnen nach, der einmal ihrem Pulsschlag folgte. Jeder, der die Kraft und den Willen dieser Gemeinde empfand und die unbefechtbliche Schlichtheit und Treueherzigkeit fühlte, die sich zu höchsten und heiligsten Zielen für des Volkes wahres Volkstum einsetzt, kräft Atemzüge Freude und Frohsinn in diese unheilschwangere Zeit, die immer wieder aufs Neue unserem Volke nur Unheil statt Frohsinn und Gemeinsinn gebären will.

Es wuchsen die kurzen Stunden zu weiten Schwingen. Der Flug ging in das Land der Liebe und Treue, wo es für getreue Menschen noch wirkliche Wunder und Erfüllung alles Schönen und Heiligen gibt.

Heil dir, du junge Gemeinde in Danzig. Wahre und wehre dich! — Wir kämpfen den Kampf der Unsterblichkeit unseres Volkes mit dir Seite an Seite, dem gleichen Ziele aus gemeinsamer Not heraus bewußt. Es brausste das Bundeslied: „Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das Unsre weit und breit!“ zu einem Schwur geeint aus allen Kehlen.

Hei, wie das Lied von Maiheit und Freiheit brausend wogte und brandend schwämte, die Klippen und seichten Sandbänke dieses tragen und morastigen Zeifstromes fortgeschwemmt und hinüberflutend in die Zukunft, die uns Jungen unterdunkelt golden leuchtet! —

Fahrt an, ihr alle, daß die Jugend wachse und die Zukunft werde und stimmt ein: „Wenn wir schreiten Seite an Seite“ und die alten Lieder klingen, fühlten wir, es muß gelingen: Mit uns zieht die neue Zeit!

Mit uns zieht die neue Zeit!

Von einem, der reift

Von Arthur Silbergleit

Der Schlesier Walter Medauer, als Verfasser eines schmalen Bändchens feinsinniger Lyrik („Der heimliche Sinn“, Konstanz 1917) bekannt, ist in der letzten Zeit wiederholz erfolgreich in der Welt der Bühne hervorgefahren. Er wurde zuletzt in seiner Vaterstadt Breslau und am Mecklenburgischen Landestheater in Schwerin gespielt; für die nächste Spielzeit interessieren Bühnen in Berlin, Wien und einigen westdeutschen Theaterplätzen für seine Werke. Unverkennbar reift hier der deutschen Bühne eine Begabung entgegen, die nicht nur den Kampf des Geistes mit der Materie gestaltet, sondern auch durch die Gestaltungskraft ihres Geistes über die Materie Sieger blieb. Sein lebhaftin

erschienenes Legendenpiel „Der blonde Mankel“ (Stettin 1920) legt von diesem Wesenzuge am augenscheinlichsten Zeugnis ab. Ein mystisch-phantastisches Drama, dessen Symbolik in eigenartig nervöser, expressionistischer Sprache an uns vorüberschaut. Die Zauber der Phantasie, der Mannessehnsucht nach Wirkung und der Liebe in vielerlei Gestalt wirken wie entfesselte Naturkräfte in elementarem Kampfe gegeneinander. Thema: der Sophismus der Leidenschaft, Vernichtung des Selbst durch die entfuehrnde Tat, Verneinung, die zur Schöpfung führt.

Im „Glückhaften Schiff“ (Stettin 1920), dem bisher am meisten aufgeführten Stück des Dichters, unternimmt Meckauer den Versuch, Langverschollenes, den berühmten, aber nie gelesenen und bisher unspielbaren „Horribilicribifrag“ seines Landmannes Gryphius, durch Kürzung, Umarbeitung und Neudichtung wieder lesbar und bühnensfähig zu machen. Und es kann nicht geleugnet werden, daß die Stücke mit unverkennbarer Bühnenwirksamkeit den Geist einer bisher für tot gehaltenen Epoche unserer deutschen Literatur vor uns auflieben lassen.

Eng verbunden mit der psychoanalytischen Denk- und Bohrkraft seines Geistes und doch trennt von dem eigentlichen Weg des Dichters, ist der im vorigen Jahre erschienene „Genosse Fichte“ (Leipzig 1919), der als erste Komödie der Revolution bei seinem Erscheinen viel Aufsehen verursacht hat. Es ist geradezu unverständlich, daß dieses Stück, dem kein anderes in unserer Genauwurksliteratur an Bühnenwirksamkeit gleichkommt, noch nicht zum ständigen Repertoirestück aller Bühnen geworden ist. Hier findet unsere Zeit den satirischen Spiegel, dessen sie so sehr bedarf!

Zuletzt sei noch ein kleines Bändchen erwähnt, dessen eigenartiger Titel „Begegnungen mit einem Faun“ (Leipzig 1920) schon die phantastisch-realistische Gestaltung Meckauerscher Werke verrät. Dieser Faun gewinnt nirgends eine Gestalt, aber ist überall da — er naht in wechselnden Masken, und man ahnt ihn, ohne ihm ins Gesicht zu sehen. Das kleine, sehr reizvoll ausgestattete und hübsch gedruckte Buch bringt einzelne spannende Geschichten von Walter Meckauer, die immer unterhaltsend sein werden, runden die einzelnen aber zu einer höheren Einheit durch Unterordnung unter ein und dasselbe Weltgefühl und schreitet so über das nur Unterhaltsende zu kriegerischen Werken. Namentlich „Dr. Heupels Erzählung“ hat famosen Wurf und läßt einmal einen guten grotesken Roman Meckauers erwarten.

Karl von Felners Märchendramen Von Hans Frank

Es ist an dem unerschöpflichen deutschen Märchengut durch kritische Dramatisierungen so grauenhaft gesündigt worden, daß die Vermeidung der zur Tradition gewordenen Fehler bereits ein Verdienst, das nicht gegen den unten Geschmack stündigen bereits eine Tat ist. Blickt man also bei den Märchendramen Karl von

Felners, die jetzt der Bühnenvolksbund in geschmackvollen Bändchen herausbringt, auf das Vergangene und Gegenwärtige, so kann man sie gar nicht genug rühmen. Feltner ist zunächst einmal Diener. Er will nichts, als die Märchen verfinstlichen, und dadurch den Kindern schaubar machen, was sie von der Mutter erzählen hören oder daheim lasen. So folgt er seinen Vorlagen, den alten unvergänglichen Wunderwerken deutscher Erzählkunst vom Bruder Lustig und vom Marienkind, vom Gevatter Tod und vom Froschkönig, vom Dornröschen und Schneewittchen und wie sie weiter heißen mögen, mit einer selbstlosen Treue, die nicht Schwäche, sondern Stärke, nicht Abhängigkeit, sondern Selbstständigkeit ist. Wo er hinzufügt, da geschieht es so behutsam, daß man den Übergang vom Hingegenommen zum Hinzugesetzten kaum merkt.

Aber täuschen wir uns nicht: mit dem Vermeiden von Fehlern ist es nicht getan. In der Kunst ist genug niemals genug. Erst wenn das Unerwartete, das Unnotwendige, das Wunder erblüht, hebt die wahrhafte Kunst an. Erst bei dem, was nicht mehr aus irgendeiner Erkenntnis- und Willensvoraussetzung, sondern aus Urteilen des Schöpferischen auffielet, tun sich die Tiefen unseres Herzens auf. Wie steht es bei Felners Märchendramen mit den jenseits der angestekten Grenzen liegenden Schönheiten? Wie sind seine Stücke zu bewerten, wenn man nicht auf die Sünden seiner Vorgänger und seiner Mitbewerber blickt (von denen freilich keiner mit ihm im gleichen Atem genannt werden darf)? Wie weit sind sie dem letzten Endes unerrebbaren Ziel nahe gekommen?

Kein Zweifel, es gibt in seinen Märchendramen Stellen, wo plötzlich unerwartete Schönheit aufblüht. Wo die Gestalten einen Hintergrund bekommen, der Wald zu rauschen und zu räunen, die Tiere als Wesen lebendig zu werden beginnen, die Legende aufleuchtet. Aber ihrer sind zu wenig. Aus dem Bestreben heraus, nicht in die Goerner-Weise zu verfallen und durch Zufaten zu schaden, tut Karl v. Feltner manchesmal zu wenig. Er läßt seiner Phantasie und bedenklicher! — seiner Empfindung nicht freien Lauf. Er bleibt des öfteren zu karg. Das Hintergrundprinzip fehlt oder ist zu farblos. Die Worte sind nicht so mit Gefühl getränkt, daß sie ein Eigenleben besitzen. Sie bleiben an manchen, an zuvielen Stellen direkt nüchtern, alltäglich. Vor Einem muß Karl von Feltner sich als vor der Sünde wider den Geist seiner Arbeit hüten: vor der Handwerkerlichkeit, vor dem Erarbeiten-Wollen. Nicht das Erkenntnis, das Intensive gilt es zu erreichen. Er ist als Märchendramatiker allen, die dem gleichen Ziel zustreben, soweit voraus, daß es nicht genug zu beklagen wäre, wenn er nicht noch sehr viel weiter als bisher auf seinem Wege käme. Sich selber, den Kindern, dem deutschen Volke ins Herz schauen, das ist für sein Märchendichterkum der Brunnen, der ihn nicht nur bei Kräften erhält, sondern diese wachsen läßt ins Ungemeine. Das Viele, das er — blickt man zurück — gegeben hat, ist ein zu wenig, blickt man voraus aufs ferne Ziel.

Von unseren Mitarbeitern

Über das Wirken ostdeutscher Frauen ist in unserem Weihnachtsheft berichtet worden. Wir haben von dem schönen Erfolg von Elisabeth Gnade gehört, den ihr Volksstück „Die Falle“, ein Spiel aus dem einfachen Leben, gehabt hat. Wir entnehmen aus einer ausführlichen Kritik der „Weimarer Zeitung“ folgenden Auszug: „... Es war ein guter Gedanke von Elisabeth Gnade, im Rahmen ihres Schauspiels „Die Falle“ darzuführen, wie zermürbende Leiden und Süße, die durch den erbärmlichen Kleinkram und die umfriedete Enge des Alltagslebens veranlaßt sind, durch stilles frauliches Heldenhumor, das durch seine sittlichen Triebfedern zum Siege prädestiniert wird, überwunden werden. So vermag auch aus der Alltäglichkeit Größe und etwas wie dramatische Wucht emporzutauchen ... Die von Intendant Graf Nedenwaldt sehr sorgsam vorbereitete Aufführung erbrachte einen vollen Erfolg ...“ Die Arbeit ihrer Dichtung kennzeichnet die „Neue Preußische Kreuzzeitung“: „... Die Dichtungen haben den Vorzug, abseits der literarischen Heerstraße zu erwachsen, wie Blumen des Waldes. Sie sind bodenständig und es weht uns ein Duft gesunden deutschen Empfindens daraus entgegen und es spricht aus ihrer Schlichtheit eine Tiefe des Gemütes, die in der Gegenwart, weil selten, doppelt zu begrüßen ist. Dazu kommt zum Glück ein feiner, sicherer Sinn für dramatische Wirkung und Technik ...“ Wir führen hier auch eine Reihe ihrer Bücher an, die uns ein Zeichen der Schaffensfreude von Elisabeth Gnade sind: „Die Lebenden ruhe ich“, im Verlag E. Piersson-Leipzig, „Kleinstädtische Geschichten“, drei Bändchen im Verlag von S. Schottländer-Breslau. Bei Carl Reinhauer-Berlin erschien der weitaus größte Teil ihrer Romane „Docendo discimus“, „Sarkofein“, „Im Recht?“, „Wördlicht“, „Bergauf“, Gedichte. Andere Gedichte „Winter“ sind im Verlag R. Zacharias in Magdeburg und „Trost und Kraft“ bei Gebr. Kronach in Berlin herausgekommen. Von den dramatischen Arbeiten nennen wir noch „Eines Meisters Liebe“, ein Spiel in 2 Akten, das auch wiederholt aufgeführt worden ist.

Erich Worbs wurde am 25. April 1893 in Liegnitz geboren. Die Natur des Riesengebirges schenkte ihm die ersten dichterischen Eindrücke. Er gab mit dem schlesischen Dichter Will Erich Peukert die Zeitschrift „Der Berg“ heraus (Restausgabe jetzt im Wir Verlag, Berlin). Carl Hauptmann, bei dem er die volle Tiefe eines Menschen erlebte, stand ihm als Vorbild nahe. Worbs studierte in Breslau und Göttingen — durch Kriegsteilnahme im Osten wurde das Studium unterbrochen — und widmete sich der Mathematik, der Naturwissenschaft und der Musik. Lange Zeit schwankte er zwischen Ton und Wort, schuf kleine Kompositionen und fand doch im Lied den ihm gemäßen Ausdruck, in dem aber durchaus das Musikalische nachklingt.

Nach der Staatsprüfung wandte sich Worbs dem Landerziehungsheimwesen zu und war in der Odenwaldschule tätig. In verschiedenen Aufsätzen (Die Tat, Volkschule) nahm er Stellung zum modernen Erziehungsproblem. Worbs ist seit 1919 mit einer Lehrerschwester aus Masuren verheiratet und lebt als Lehrer in einem Landerziehungsheim in Lychen in der Mark. Er war Herausgeber der lyrischen Zeitschrift „Der Hain“ (1921), die jetzt mit der „Romantik“ vereinigt ist. Von seinen Büchern, von denen einige hier schon besprochen sind, erschienen im Wir Verlag in Berlin „Das Herz der Landschaft“, „Musik der Berge“, „Das nächtliche Golgatho“. Erich Worbs ist Mitarbeiter an allen schlesischen Sammelwerken von Wilhelm Müller-Rüdersdorf, dessen letztes umfangreiches „Schlesien“ (Preis 49,50 Mk.) in dem bekannten Heimatverlag Friedrich Brandstetter-Leipzig soeben erschienen und warm zu empfehlen ist. Die hervorragendsten Dichter Schlesiens sind Mitarbeiter dieses sorgsam und liebevoll zusammengestellten Heimatwerkes.

Vom Schaffen Walter Meckauers berichtet S. B. in der „Literaturwissenschaftlichen Rundschau“: „... Ein vielversprechender Vertreter und Verkünder hat unsere jüngste deutsche Literatur in Walter Meckauer gefunden. Meckauer ist von der Philosophie hergekommen. Auf gediegener philosophischer Grundlage beruht auch seine Schrift „Wesenhafte Kunst“, im Delphinverlag-München erschienen. Ausgehend von der „ästhetischen Idee“ bei Kant sucht er in einer Darstellung, deren logische Folgerichtigkeit und Geschlossenheit vollste Anerkennung verdient, das Wesen der Kunst und des Kunstwerks zu erklären. Er entwickelt die Entstehung des künstlerischen Werkes von dem ersten Aufkeimen der Idee beim Künstler an bis zur letzten stofflichen Ausführung, nicht ohne hierbei beherzigenswerte Fingerzeige für die Beurteilung des einzelnen Kunstwerkes, wie insbesondere der neueren Kunstrichtungen als solcher zu geben. An E. T. A. Hoffmann erinnern Meckauers Novellen „Begegnungen mit einem Faun“ (Kurt Viewegs Verlag in Leipzig). „Der Brand von Orvieto“ ist als kleines Meisterwerk feiner pathologischer Analyse zu bewerten. Genannt sei noch „Der blonde Mantel“, das Buch „Das glückhafte Schiff“ (Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst). Hier hat Meckauer drei Lustspiele des 17. Jahrhunderts zusammenge stellt, „Der praktische Bauer“ (nach einem Pickelhäringsspiel der englischen Komödianten in Deutschland), „Horribilicribifaz“ (nach Andreas Gryphius), „Kolben und Zapfen“ (nach Christian Weise und Martin Opitz). Die Stücke sind einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen, z. B. der „Horribilicribifaz“ aus fünf weisschweifigen Akten durch Beseitigung alles unnötigen Ballastes auf einen einzigen Akt zusammengezogen, um sie auch unserem heutigen Geschmack genießbar und bühnensfähig zu machen. Auf neuere Werke Meckauers werden wir später zurückkommen.

C. L.

Buchbesprechungen

„Bücher und Bilder sind schweigende Zeugen für die Seele und den Charakter des Menschen.“ E. L.

Die ernsthaften Toren. Novellen von Arnold Uliz. Albert Langen, Verlag, München. 274 S. Geh. 18 Mk.

Diese Nachlese ist zwar locker zusammengestellt, verwischt aber nicht das scharfe Profil des Breslauer Dichters, das uns von früher her im Gedächtnis haftet. Sie gewährt Einblick in die Werkstatt, zeigt Wollen und Können, Stoffe und gegebene Form. Die Helden und Heldinnen des Buches sind, durch geistige oder seelische Verschrobenheit, wirklich „ernsthafte Toren“. Da ist der verbummelte Student, der Leiermann wird, um aus dem Sumpf seiner Existenz herauszukommen; da sind Kriegs-Novellen, wie die bekannte, immer noch und immer gute „Vergessene Wohnung“, die den Krieg überlebt haben und es verdienen; da ist ein Mann, der nur glücklich ist, wenn er subaltern, eingereiht, Befehle vollziehen kann; einer, der Heldenmut als Parade-Rolle spielt; einer, der aus Streiterei und Machtdurst zum Überläufer wird; Grotesken und andere Arbeiten, die man im „Simplizissimus“ gelesen zu haben glaubt; zwei oder drei Skizzen, sicher jüngerer Datums, die sich mit menschlichem Leid befassen, das auf körperlicher Höchlichkeit basiert, die spannen und packen. Alles Arbeiten, zwanglos gestaltet und flüssig geschrieben, von einem Dichter, der das Rundum mit offenen Augen sieht und die Kraft hat, es beseelt in schöner Form wiederzugeben. Ein reiches, unproblematisches Buch, das gut erhalten kann. Dr. Siegfried Verberich

Gustav Kohne: *Kurt Haselhorsts Erbe.* Roman. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. 1921. Preis geh. 20 Mk., in Halbleinenband 27 Mk.

In diesem seinem jüngsten Roman hat sich Gustav Kohne wieder der Stoffwelt seiner frühesten Werke zugewandt und sich von neuem als ein trefflicher Schilderer der niederdeutschen Heidelandshaft und der gefühlssinnigen Veranlagung ihrer charakterfesten schwerblütigen Bewohner erwiesen. Darüber hinaus gilt es ihm diesmal, an dem durch die Jahre voller Kämpfe und Siege verfolgten Einzelerleben seiner Gestalten Wege und Entwicklungsmöglichkeiten des von ihm in seinem wahrsten Wesen und Geschick begriffenen Vaterlandes in Gegenwart und Zukunft symbolisch darzustellen.

Seit Jahrhunderden gehört der von Eichen und Linden umrauschte Haselhof einem lüneburger Bauerngeschlecht zu eigen. Aber während das Ansehen des Gutes in der Umgegend unerschüttert steht, vollzieht sich im Innern unmerklich, aber immer bedrohlicher ein Verfall, der nicht aufzuhalten ist. Seinem Bauern geht die Kraft ab, das überkommene Erbe umsichtig zu mehren und zu verwalten; er ist eine Träumernatur und verschließt sich den wirtschaftlichen Forderungen

einer neuen Zeit. Aber sein Junge, der ist von anderem Blut: frischer Drang ins Weite macht seiner Jugend Sehnsucht zur Wirklichkeit! Und wie Großknecht und Großmagd die väterliche Scholle treulich verwalten, zieht er hinüber nach Amerika, meistert sein Schicksal und kehrt, innerlich und äußerlich bereichert, in dem Augenblick, da sein Vaterland sich der Vernichtung beugen muß, heim, um mit neuen Kräften das Heidegut seiner Eltern einer beständigeren und schöneren Blüte entgegenzuführen. Seine Hingabe in unermüdlicher Arbeit an die Scholle wird Dienst am Volksganzen; die sittliche Kraft seines Menschentums lebendiges Vorbild seiner Stammesbrüder.

So wirkt der Sinn dieses von einem heimatfreuen Dichter wirkungsvoll durchgesetzten Geschehens um Herz und Geist aller, die, nie oder nicht mehr besangen vom Wahngesinde mißverstandener Ideen, in der Erweckung von Pflichtbewußtsein und Arbeitsfreude, in der rastlosen Erfüllung der vom Leben an uns gestellten Aufgaben mit an der Zukunft Deutschlands schaffen. Mit gedanklicher Tiefe in die Weite weisend, überzeugt von dem unerhörlichen Reichtum des Heimatbedens und der Tatkraft des wollenden Menschen, hat Gustav Kohne einen Volksroman von einprägsamem Gehalt und künstlerischem Formgefühl und damit uns zu seinem 50. Geburtstag das dankenswerteste Geschenk gegeben.

Walter Lenh

2 Bücher des Neuwerk-Verlages in Schlüchtern

Emil Engelhardt: „Minne und Liebe“ und „Junge Saat“, Lebensbuch einer Jugendbewegung.

Der Neuwerk-Verlag in Schlüchtern, den Lesern der „Ostdeutschen Monatshefte“ durch Kärgels Schlesienbuch bekannt, hat als geistigen Ausdruck der Schlüchtern Neuwerk-Gemeinde zwei programmatiche Werke zu Weihnachten auf den Büchertisch gelegt: das eine stammt aus der Feder Emil Engelhardts, des Verfassers des bekannten Buches über Tagore, das andere ist ein Almanach, eine Anthologie, ein Sammelplatz sämtlicher Autoren und idealen Vorkämpfer der Neuwerk-Bewegung.

Engelhardts Forderungen richten sich in seinem Buch „Minne und Liebe“ auf den Eros der jungen Menschen, die die Jugendbewegung umschließt. Er weiß, daß die erotischen Stürme nicht nur Einzelpunkte im Leben sind, sondern daß ihr Nachhallen alle Teile der Seele stark beeinflußt. Er unterscheidet zwischen Minne und Liebe. „Jeder Mensch wird einmal in einer Weltzeit zur Liebe kommen, denn sie ist seine Bestimmung“. Die Liebe aber, die sich im Körperlichen, Sinnlichen wiederholen und in ihrer Bedingtheit und Gebundenheit auswirken will, heißt bei Engelhardt Minne. Den Missbrauch der Minne (d. h. also: der Erotik) kann nur die Ehe ver-

hüten — allerdings nur die hohe Auffassung von der Ehe, die Engelhardt gibt. Scharf wendet er sich gegen Scheinehen und Versorgungssehen und unterscheidet zwischen „Ehe“ und „Verheiratetheit“. Ehe ist für ihn nur da, wo der eine Ehegatte durch die Liebe des Anderen zur Freiheit geführt wird. In diesem Fall sei die Ehe trotz all ihrer Gefahren Persönlichkeits-schöpferin; niemand könne für sich selber leben und schöpferisch lebendig bleiben. Die Ehe sei die Möglichkeit zur einzigen wahren Verbindung von Liebe und Minne, von Seele und Erotik. Auf der Ehe baut sich das rechte Familienleben auf, das Ludwig-Richter-Leben, wie es Engelhardt einmal in einem alten Land-pfarthaus und in einer altjüdischen Familie gesehen hat; in der Ehe wurzelt die rechte Art der Kindererziehung, die den Mittelweg geht zwischen chinesischen Autoritätsidealen und europäischer Individualitätsbetonung. — Das Kapitel über „Kinder“ ist wundervoll, wundervoll freiheitlich und zugleich kraftvoll gesund! Dagegen fehlt Engelhardts Ausführungen über Minne der letzte Sinn für die Abgründe dieses Gebietes und ihre dämonische Verkettung mit dem Edel-Schöpferischen in jeder Natur.

Das Problem der männlichen Polygamie übergeht er unseres Erachtens zu schnell. Die für den Kampf der Geschlechter, die Lehre vom Ungezogenwerden der Gegensähe, so bezeichnende Tatsache, daß die „Weibchen“ eher und häufiger sich verheiraten als die mütterlichen, die fraulichen, die echten Frauen, verwundert ihn und stimmt ihn traurig. Die einzige mögliche Auflösung all dieser Probleme — auch das jetzt genannte —wickelt von dort aus sich ab — die nämlich, daß glücklichste Ehe oder gleichwertiges Zusammenleben nur dort sein kann, wo Polarität des sexuellen, aber Harmonie des seelischen Empfindens bei zwei Menschen gleichzeitig vorliegt — daß aber dieser Gnadenfall nur Seltenheit, Köstlichkeit ist, meist trifft die eine der beiden Bedingungen nicht zu — diese Auflösung findet Engelhardt nicht.

Sein Buch ist ausgesprochen edel und rein, in der Form getragen von wohltuender Ruhe und dichterischer Stilklarheit. Nicht nur um dieser Form willen verdient es weiteste Verbreitung; die neuchristliche Jugend wird ihm viele Befruchtungen entnehmen und, was mehr wiegt, den Schwung zu neuem ethischem Wollen.

Eberhard Arnolds wertvoller Aufsatz „Liebesleben und Liebe“, der den zentralen Beitrag des zweiten Buches, des Almanachs „Junge Saat“ bildet, vermittelt tiefe Erkenntnisse über die Nachbarschaft von Eros und Religion und über die Gefahr, die eine Überkultur des ersten, sich daraus ergebend, bildet, indem sie der Nachbarzone die Energien entzieht. Arnold unterscheidet zwischen Eros und Agape; Eros „sucht noch an sich das Seine“, eine Formulierung, die indirekt zu der Engelhardtschen im Gegensatz steht. Feinsinnigste Einfühlung walzt in diesem Beitrag, walzt auch über Joachim Böckh's Aufsatz „Sehnsucht und Erfüllung in der Jugendbewegung“: in seiner weiten

Fassung der Religiosität, in seiner psychologischen Ausdeutung der Demut, seiner Freude an Thesis und Antithesis und den Erklärungen der Sinnbedeutung eines Wortes. „Frei werden von aller Dinglichkeit“ ist sein Ziel; Liebe ist ihm „ein völliges Abscheren von allem, was uns jetzt scheinbar gehört, von dem wir scheinbar gar nicht lassen können... Und in diesem vollkommenen Los-sein wird unser Leben dann zum Dienst am Gottesreich.“ — Aus der Fülle der Beiträge sei Norman Körbers programmatischer Aufsatz erwähnt; die Jugendbewegung müsse werden, was einst die Romantikerschule war; sie muß sich hüten, entchristlich zur literarischen Mode zu versallen. — Erwähnenswert ist Walter Christaller's Aufsatz „Proletarische Jugendbewegung“ und Traugott Staakelberg's sehr temperamentvolle Ausführung über „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die nach Meinung des Autors Begriffe sind, die sich gegenseitig beschäden. — Walter Koch bringt einen wertvollen Beitrag „Unser Weg“, in dem er feststellt, daß die Jugendbewegung sowohl die „Völkischen“ wie die „Menschheitler“ (die Internationalen) unter sich sammeln will; sie, die Parteien, einen ja das Erlebnis ihrer Jugend. Es wächst, wie Körbers Vorwort hoffnungsvoll ausspricht, ein neues Geschlecht heran, adliger, aus allen Lagern stammend und „unter Gottes Banner“. — Ausgezeichnete Holz- und Scherenschnitte von Erika Nöldeke - Christaller und Hannchen König durchziehen das Buch und passen sich den einzelnen Aussäzen sinngemäß an.

Martin Bormann

D. Heinrich Sarnéski: „Wanderer und Gefährte.“ Novellen. Quelle u. Meyer, Leipzig 1921.

Fünf Novellen, die an die besten Traditionen deutscher Erzählungskunst anknüpfen, stehen in diesem seltsam stillen, klaren Buch. Fünf Geschichten, erzählt mit jener unaufdringlichen geistigen Überlegenheit, die reiches Erleben, tieses Schauen und Eindringen in die Dinge verraten und in jener reisen, ausgeruheten Sprache, die Fleiß und Wohlklang hat.

Mit einem weßfüßen Liebeslied beginnt das Buch. Holder Stimmungzauber, zuweilen an Tennyson erinnernd, rankt sich blühend wie die kurze Wanderschaft des Rastlosen mit der nicht mehr Rastlohen, des zur Wanderschaft Verdammten mit der zum Herdsfrieden Geseigneten, des fahrendhungengrünen Bürgermannes mit dem heimatsehnsüchtigen Vagabundenkind. Es tut der innigen Liebeslegende keineswegs Abbruch, wenn der Schlufakkord ein reichlich süßes Moll ist, denn sie ist ja aus einer uralten Truhe genommen, und „das Papier war vergilbt und die Schrift schwer entzifferbar“; doch der Duft trockener Blumen, seidener Tücher, Bänder und seltener Spangen umwissert diese Geschichte.

Die zweite erzählt von dem „Schmuck der Prinzessin“. Sie führt uns mit hoher Kraft der Anschaulichkeit in die bunte, vorgeschichtliche Welt der Pharaonen, in das Land von Isis und Osiris. Es geht auch in dieser Geschichte um die

Liebe, die ewig gleiche ist und die Zeiten überdauert. Und wenn sich der altägyptische Baumeister Amosis und der Förscher Rottland die Hände reichen, sind die, wenn auch getrennt durch Jahrtausende, Brüder im Glück und in der Not, im Blute und im Schicksal.

Ganz köstlich in seiner romantischen Vielfarbigkeit und Lebendigkeit ist dann diese Mär von dem reisenden Tod, der, schweifzriesend mit „Plusterbacken und einem leichten Bauchansatz“ durch den Sommertag am Rhein hinschlept, verliebten Burschen das Mordmesser führt, den Führermann unter das eigene Gefährt bringt, mit zechenden Studenten sich selbst bezeichnet, um dann von einem alten Gelehrten gründlich eingepackt zu werden. Prächtiger Humor und echte Lebensweisheit würzen diese Gesichter und heben sie turmhoch über die üblichen Schauermärchen von dem Gerippe mit Sense und Stundenglas.

In die Atmosphäre engbürgerlicher Behaglichkeit führt die folgende Novelle, in der die poetvolle Liebesgeschichte des Dichters Hsiangfu neben der des Professors Ohnesorg sich wie ein herrlicher Edelstein neben einem böhmischen Glasschliff ausnimmt. Ein reiner, voller Ausklang bringt schließlich die Novelle „Das Grab am Berge“: Aus bloßgelegten Steingräbern taucht die Sage, wird beim Anblick der taufendjährigen Frankentochter Aregunde, über deren Grab der Kirschbaum in Schneeblüte steht, das Lied ihrer Herzensnot, wird das Lied alter Helden und Recken lebendig.

Voll und stark schließt das Buch, in dem sich eine herbe, männliche Erzählungskunst offenbart, an der wir heute keinen Überfluss haben.

Willibald Omankowski

Neuere Arbeiten zur Landeskunde des Ostens

Schon im vorigen Jahrgang hat der Verfasser eine Übersicht gegeben von allen Arbeiten, die bis zum vorigen Jahre Beiträge zur Landeskunde des Ostens lieferen. Inzwischen ist die Wissenschaft nicht untätig gewesen, weiter an der ostdeutschen Heimat und am ferneren Osten zu arbeiten. Und in der heute gegebenen Übersicht soll wieder eine Ernte von einem Jahre gegeben werden.

Zunächst seien zwei größere Werke behandelt, die sich zwar über ganz Norddeutschland verbreiten, aber dem deutschen Osten reichlich Beachtung schenken und die Ergebnisse aller neuen Erkenntnisse verwerfen. Zunächst sei auf das umfangreiche Werk von Eugen Geinakh, Professor an der Universität Rostock: „Das Diluvium Deutschlands“ hingewiesen (Stuttgart 1920), in dem er die ostdeutschen Eiszeitablagerungen seinem monoglazialen Standpunkt einordnet. Er steht im Gegensatz zu anderen Forschern, die eine mehrmalige diluviale Vereisung durch mehrere Eisvorstöße annehmen, auf dem Standpunkt eines einmaligen großen diluvialen Eisvorstoßes und eines etappenweisen Rückschmelzens. Auf polyglazialem Standpunkt befindet sich Prof. Dr. F. Schucht, der das

große Werk von F. Wahnschaffe: „Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes“ umgearbeitet und neu herausgegeben hat. (Stuttgart bei J. Engelhorn, 1921.) In ihm kommt der vereiszeitliche Gebirgsbau des deutschen Ostens zur ausführlichen Behandlung. Er beschreibt ausführlich die ostdeutschen Diluvialbildungen und ihre Oberflächenformen. Die nacheiszeitlichen Bildungen werden ausführlich beschrieben und nach ihrer Entstehung behandelt (Fluß- und Seebäse, Moore, Dünen, Veränderungen der Küstengebiete). Karten und Bilder von ostdeutschen Verhältnissen unterstützen das Verständnis der Ausführungen.

Mit Ostpreußen beschäftigt sich eine Arbeit von A. Åberg in Arbeiten utgivna med understöd af Vilhelm Ekmans Univerzitetsfré; Uppsala 1920 über „Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit“. Drei Kulturen haben während der Völkerwanderungszeit in Ostpreußen ihre Heimat gehabt. Als Fortsetzung der gotischen Kultur muß man die eine auffassen, die im Samland ihre Heimat hatte und sich von da in das Landesinnere ausbreitete. Eine zweite Kultur wanderte von Süden nach Masuren ein. Sie ist „rein germanisch gefärbt“ und verbreitete sich von Masuren aus. Eine bis jetzt den Litauern zugeschriebene Kultur — der Beweis fehlt noch — hat ihren Sitz in den jenseitigen Kreisen Memel und Heydekrug gehabt. Diese drei Kulturen wurden auf Grund von Fibelarten unterschieden.

Mit der „Morphologie der samländischen Steilküste auf Grund einer physiologisch-morphologischen Kartierung des Gebietes“ beschäftigte sich H. Motzem in den Veröff. d. Geogr. Inst. der Albertus-Universität zu Königsberg, Heft 3 (Hamburg 1921). Zunächst erfahren wir in dieser gründlichen Studie allgemeines über die wirkenden Kräfte (Meeresbrandung, Küstenerosion, Sturmfluten, mechanische Verwitterung, chemische Verwitterung, Schwerkraft, das im Boden zirkulierende Wasser, das oberflächlich abfließende Wasser, Wind, Zerstörung durch Tier und Mensch, Einfluß des Klimas und über schützende Kräfte). Im zweiten Teile werden die Oberflächenformen der Samländischen Küste geschildert, nachdem innerer Bau und Entwicklungsgeschichte der Küste und Samlands, die Höhungsverhältnisse des Kliffs und die Vegetation behandelt sind. Der Verfasser beschreibt den Stufenhangtypus, Stufenhang-Sporntypus, das ungegliederte Kliff, die Buchtungen (Quellnischen, Trichterbuchtungen, Kesselbuchtungen, Spitzbuchtungen), die Dünen, das aufgelöste Kliff, Fremdlingssformen, Flüßäler. Beobachtungen werden ange stellt über die Buchtungen der Samländischen Küste, den Strand, den Rückgang der Küste und künstlichen Küstenschutz.

Die „Versorgung Ostpreußens mit Rohstoffen aus heimischen Lagerstätten“ behandelt Professor Dr. A. Andree in d. Mitteil. a. d. geol.-pol. Inst. u. d. Bernsteinfamml. d. Universität Königsberg i. Pr. N. F. (seit 1915) Nr. 18. Er geht auf die Bernsteingräber ein, weist auf die

Torfschäze hin, macht auf die durch zahlreiche Versuchbohrungen und Schürfe an der sameländischen West- und Nordküste, im Simmerfjord bei Heilsberg, in der Gegend von Heiligenbeil und Bladian bei Grünmühle nachgewiesenen Braunkohlen aufmerksam, die sich auch noch an anderen Orten finden und stellenweise abgebaut werden konnten. Als Erz kommt nur der Riesenisenstein in Frage, den man vor 350 Jahren schon in den Kreisen Ortelsburg, Johannisburg, Neidenburg abgebaut hat. Thomasschlacke, dieses wichtige Düngemittel, kann gewonnen werden. Riesenisenstein kann in poröser Form auch als Gasreinigungsmaße verwendet werden. An Baumaterial ist Ostpreußen reich (Steine, Schotter, Kies, Basalt, Brennkalk zu Mörtelzwecken, Material zu Kunsteinen und Kalksandsteinen). Auch Glashütten können wieder in Ostpreußen eingerichtet werden. An Düngemitteln sind Phosphorite, Wiesenkalke, Geschiebemergel vorhanden.

In einer noch ungedruckten Dissertation beschäftigt sich Th. Hürkig nach einem Referat Professor Friedjens in Petermanns Geogr. Mitteilungen (67. Jahrg. 1921) mit dem „Pregel-Delta“. Die heutige Oberflächenform wird durch eine vordiluviale Anlage des unteren Pregeltales wahrscheinlich gemacht. Nach der Eiszeit trat eine Senkung des unteren Prege- und Delmetales ein. Die Deime ist ein altes Durchbruchstal durch Endmoränenzüge, das vom Pregel als Abschlußarm nach N benutzt wird.

Über die „Posener Seen“ hat H. Schüsse in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ (Stuttgart 1920 bei J. Engelhorn) seine umfassenden Untersuchungen veröffentlicht. Man erfährt zunächst das Wichtigste aus der Geschichte der Posener Seeforschung, über die Lotungarbeit, Zahl der Seen, Verteilung, Tiefenverhältnisse, Umriss und Anordnung der Seebecken, Untergrund, Bodenbedeckung, Verbindung, Entstehung der Seen, Farbe und Durchsicht der Seen und schließlich über das Verhältnis der Seen und des Menschen (Siedlungen, Fischerei, Kraftgewinnung, Verkehr, ästhetische Werte der Seen, Seespiegelsenkungen, Benennung der Seen). Im zweiten, spezielleren Teil werden die Seen, nach Landschaften geordnet, behandelt. Eine Übersichtstabelle der gesuchten Seen schließt sich diesen Ausführungen an.

Von den „Mineralogischen Untersuchungen über Bernstein“ ist von P. Dahms in den Schriften d. Naturf. Gesell. in Danzig 1921 ein Beitrag über „Schwarzharz und Ostseebernstein“ veröffentlicht worden.

„Grundwasserhöhle im Glazialdiluvium westlich Dünaburgs und des Doninafjord-Sees“ werden von R. Hundt in der Zeitschr. für Wasser-Beworgung und Abwasserkunde (1920) behandelt. Das teilweise Litauen und dem südlichen Kurland angehörende Gebiet zerfällt in eine ebene Grundmoränenlandschaft, eine kuppige Grundmoränenlandschaft, eine Endmoränenlandschaft, eine Uferlandschaft, eine Sandur-

landschaft und Talgebiete mit Stanbecken, von denen die Grundwasserhöhle festgestellt werden. Es handelt sich um Untersuchungen, die der Verfasser im Kriege ausführte.

Mit der „Verbreitung der Tarkarischen Stufe in Westpreußen und Deutschland sowie über den Charakter der Buntsandsteinformation“ beschäftigt sich O. von Linstow in den Schriften der Physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. (1919). Es handelt sich um braunrote Tone, die im höheren Zechstein und tieferen Buntsandstein auftreten, für die Nikitin den Namen „Tarkarische Stufe“ geprägt hat. Aus dem Wolgagebiet heraus verbreiten sie sich über das Baltikum (Livland, Kurland), Gouvernement Wilensk, Minsk, Grodno. Über Glubukoj, Kowno, Schaulen, Polangen, Purmellen, Memel, Schubin kann man diese Stufe nach Norddeutschland hinein verfolgen. Diese „roten Tone“ sind bei Schubin 1200 m mächtig und müssen sich in einer Zeit abgelagert haben, als am Ende des Zechsteines Bodensenken eingetreten, in die das aus den Randgebieten stammende Verwitterungsmaterial hineingeschwemmt worden ist.

In den Mitteil. a. d. Geologischen Institut d. Universität Greifswald veröffentlicht Henry von Winkler - Reval eine Arbeit „Über Umfang und Abbauwürdigkeit estländischer Bodenschäze“ (Greifswald 1920). Es handelt sich um eine ausführliche Darstellung des estnischen Brandschiefers und der phosphorhaltigen Obolensart. Ein Kukkersit findet nach des Verfassers Berechnung 128 790 000 Tonnen vorhanden. Man kann diesen Kukkersit zu Teer, Gas und direkt zu Heizzwecken verwenden. Es werden die verschiedenen Gewinnungsverfahren geschildert. Ein anderer wertvoller Bodenschätz ist der Diktyoaraptusschiefer. Diese beiden Ablagerungen entstammen dem Sidan, während dem Kombrium der Obalensandstein angehört, aus dem man gegen 1 710 000 Tonnen Rohphosphat gewinnen könnte.

F. Mayer hat mit seinem „Kurland“ (Veröff. d. Geogr. Instituts d. Albertus-Universität zu Königsberg, Heft 2) eine allgemeine Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie gegeben (Hamburg 1920). Die sehr umfangreiche Arbeit wird durch reiches Bild- und Kartenaufmaterial ausgezeichnet. Es ist eine zweite Landeskunde geworden, seitdem die von Kupffer (Waltische Landeskunde) vergriffen ist.

Rudolf Hundt

Hans Christoph Kaergel: Das Marienwunder. Roman. Grethlein u. Co., Leipzig/Zürich. 1921.

In diesem jungen Schlesier steckt ein gar nicht zu erkennendes starkes Erzählertalent, das sich bestimmt über kurz oder lang durch all die noch mehr äußersten Hemmnisse seinen Weg zur Klarheit bahnen wird. Er hat schon jetzt eine erstaunlich sichere Hand, ungewöhnliche Stoffe zu ballen, sich an problematische Charaktere heranzubohren, und schreibt fesselnd und äußerst

lebendig. Noch fällt ihm das Gerüst des Romans manchmal zusammen, noch fühlt man, wie er oft mehr gewaltsam die widerspenstige Materie sich untertan macht, noch fehlt ihm das eigenliche Verhältnis zu jenen einfachen Menschen, die er konstruiert, wo sie sein großer Landsmann Stehr erschafft, noch erkennt man zu sehr das wenig persönliche des Erlebnisses; aber ein starker Unterstrom wird doch schon hörbar.

Was diesem Roman jedoch zu Fall bringt, ist die Verquickung des religiösen Mysteriums mit dem hier geschilderten Vorgang. Da ist ein junges Mädchen, das seinen Tag versäumt hat. In der Stunde, da diesem Mädchen das Glück der Liebeserfüllung nahe, hat der Mann es nicht über sich gebracht, die körperliche Hingabe anzunehmen, weil ihm (just in diesem Moment!) die Erinnerung an die Unberührtheit eigener Mutter erdrückte. Als er im Kriege fällt, wird das Mädchen von erotischen Visionen geheftet und lebt in dem Traumwahn, daß der tote Geliebte es dennoch zum Liebesglück heimsuchen und seine qualvolle Mutterfahndung erfüllen werde. Offenbar ebenso sinnlich wie hysterisch gibt sie sich dem ersten besten Manne hin, in dem sie ihrem Verlobten ähnliche oder verwandte Züge zu erkennen glaubt, und wird von ihm Mutter.

Dieser Stoff verrät einen Dichter; aber er kann auch nur einen Dichter vertragen, und als solchen kennzeichnet sich Kaergel in Sprache und Gestaltung nicht genau. Und so wird aus der Verzückung des Mysteriums der Maria immaculata etwas wie eine Entzauberung, die nicht selten sogar die Grenze der Profanierung so hart streift, daß es einen strengländigen Katholiken mehr verlebt als überzeugt. Schon der bloße Gedanke eines Vergleiches zwischen diesem (übriens vielfach psychologisch sehr fein beobachteten) unglückseligen neurasthenischen Geschöpf und der reinen Gottesmajd aus dem Geschlecht Davids ist eine Unmöglichkeit, und das wirkliche Marienwunder von Nazareth hat mit den Vorgängen im Hause des Wild- und Waldhüters so gut wie nichts gemein.

Willibald Omannowski

Eingesandte Druckschriften

(Besperrung vorbehalten)

Martin Otto Johannes: „Adel verpflichtet“. Verlag Erich Mathes, Harkenstein i. Erzg. Geh. 6 M., geb. 10 M.

Willi Erich Peukert: „Apokalypse 1818“. Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geh. 18 M.

Paul Laskowski und Marie Mathias: „Heimatklangen aus dem Osten“. Verlag der Deutschen Ostbuchhandlung Berlin.

Karl Strecker: „Unfere Kaiserin“. Neudeutsche Verlags- und Trennhandgesellschaft Berlin.

Ed. Mörike: „Der Schatz“

Julius Mosen: „Vinctus“

Charles Sealsfield: „Der Kindräuber“

Gai Gobineau: „Die Tänzerin von Schemacha“

Ernst Moritz Arndt: „Geist der Zeit“

Horst Noetebohm: „Phantasien zur Nacht“

Verlag Hans Lohmann, Leipzig.

herausg. von
Werner
Gärtel

Annetmarie Sibbers: „Vom liebsten Brunnen“. Verlag Wolf von Kornatzki, Weimar. Geh. 9 M.
„Die Mär von Frau Jutten, der Päpstin Johanna“. Verlag der Freunde, Wolfenbüttel.
Ernst Lemke: „Die Lyrik der Romantik“. Jaegersche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
„Im blühenden Garten“, neue deutsche Märchen, herausgegeben von Hans Sturm. Verlag Deutsches literarisches Institut Berlin.

Robert Heinz Hengrodt: „Die Lyrik Rainer Maria Rilkes“. Verlag J. Bielefeld, Freiburg i. Br. Geh. 25 M., geb. 20 M.

„Innendekoration“ Januar- und Februarheft. Deutsche Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt. 20 M.

Hans Sturm: „Aus Gassen und Gärten“. Hausverlagsgesellschaft Saarlouis. Geh. 6 M.

„Mitteilungen des Copernikusvereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn“.

Eise Sparwasser: „Anton van Obbergen“. Verlag der Danziger Neuesten Nachrichten.

Viktor Kaczez: „Die Narrenmühle“. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geh. 15 M.

Eberhard König: „Dietrich von Bern“. „Die Rabenschlacht“. Verlag Erich Mathes, Harkenstein i. Erz. Geh. 22,50 M.

Hanns G. Müller: „Adelwalt Perkingers Fahnenflucht“. Xenienverlag Leipzig.

Gertrud Prellwitz: „Weltrömmigkeit und Christentum“. Maienverlag Oberhof. Geh. 7,50 M.

Gertrud Prellwitz: „Vom heiligen Frühling“ 3. und 4. Blatt. Maienverlag Oberhof. Geh. 3 M.

Hermann Katsch: „Der oberschlesische Selbstschuß im dritten Polenauftand“. Heimatverlag Oberschlesien, Berlin. Geh. 20 M.

Th. Endemann: „Vom Hessenland und Ostseestrand“. Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.

Anne Margaret Skrzeczka: „Von Spiegelbildern beider Welten“. Verlag J. Thilo, Freienwalde a. O.

„Aus der Versdichtung Finnlands“, herausgeg. von Joh. Ohquist. Verlag Felix Lehmann, Berlin.

„Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart“ herausgegeb. von J. Loewe. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geh. 12 M.

„Deutscher Almanach von Monat zu Monat“, herausg. von Paul Burg und Emil Glauber. Verlag der Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. Geh. 10 M.

Carola von Roos: „Lebenskrifalle“. Verlag der Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. Geh. 12 M.

Irma Erben-Sedlaczek: „Die Stimmen des Tages“. Verlag Willi John, Breslau.

Hugo Gonticzyk: „Das zerbrochene Ringlein“. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geh. 15 M.

Hans Schönherr und Fritz A. Zimmer: „Der Liebesreigen“. Verlag Hegel & Schade, Leipzig. Geh. 25 M., geb. 30 M.

Heinrich Leis: „Wunderwelt“. Richters Druckerei, Berlin.

Walter Hammer-Webs: „Als ich mich verlor“. Richters Druckerei, Berlin.

Paul v. Reichenberg: „Aus den Lebenserinnerungen eines Okkultisten“. Verlag Joh. Baum, Pfullingen. Geh. 9,80 M.

D. Seeberg: „Dem unbekannt gefallenen Krieger“. Verlag F. W. Ruhfuß, Dortmund. Geh. 3 M.

„Marées“, der deutsche Maler in Rom“, ausgew. und eingel. von Kurt Pfister. Delphinverlag München.



Max Dauthendey: „Das Märchenbuch des heiligen Nachte im Javanerlande.“ Verlag von Albert Langen, München.

Auf Java verzieht sich Max Dauthendey während des Weltkrieges nach der Heimat. Aus der Wirklichkeit flüchtete er sich dort in das Reich des Märchens. Die Frucht ist das Märchenbriefbuch, ein schlichtes, reises Werk, das sich dem übrigen Schaffen Dauthendey's ebenbürtig anreibt. Die beselte Natur, die in den Märchen der Brüder Grimm uns so rasch und tief gefangen nimmt, ist auch in diesen Erzählungen wirksam. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene, die ihr Kindertum als teuersten Schatz im Herzen bergen, werden innerlich froh werden, wenn sie die Märchen lesen, die ein An der Sehnsucht Gestorbener als leise Gabe hinterließ.
Hans Görgen

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „Die lachende Stunde.“ Lustige Geschichten deutscher Erzähler. Reutlingen o. L., Enßlin und Laßlin. 316 Seiten.

Der Herausgeber hat in seiner Sammlung in den Schatz deutscher Erzählungskunst des 19. Jahrhunderts hineingegriffen und 29 lustige Geschichten zu drei Strauß'en zusammengestellt, an denen wir um der Erzähler wie um des Erzählten willen unsre aufrichtige Freude haben können. „Von Schelmen und Possenreitern“, „Von Käuzen und Sonderlingen“ und „Von goldner Jugendzeit“ — so kennzeichnet er den Charakter der Strauß'e und gibt dem Leser damit sogleich einen Hinweis auf das Wesentliche der einzelnen Erzählung. Die Sammlung vermag zu erfüllen, was sie will: „Eine lachende Stunde in den Gang herben Geschehens fügen.“
Ernst Lemke

„Die Mauern von Trostenberg“, Roman von Hans Friedrich. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien. 272 Seiten. Geb. M. 28.—.

Ein echt deutscher Kleinstadt-Roman, diese Geschichte eines jungen Mannes, den die Sehnsucht nach Weltenweite und Ferne in die Großstadt treibt, und der dort, nach Vollendung seiner Studien, die in Italien geborene Tochter eines Malers heiratet, um mit dieser Menschensehenden Ferne und Fremde in die Heimat zurückzukehren, in der Hoffnung, sich mit ihrer Hilfe der Fesseln der Kleinstadt erwehren zu können. Arbeit und zielklarer Wille sichern ihm Erfolg und Überlegenheit über seine Umgebung, aber sein junges Weib verkümmert und sieht dahin hinter der Enge der kleinstädtischen Mauern; die „Fremde“ scheidet, ihn hat die Heimat ganz. Sein „Roman“ ist zu Ende, was bleibt, ist seine Lebensaufgabe: als Direktor des naturwissenschaftlichen Museums zu forschen und seine Mitmenschen Freude an den Wundern der Natur zu lehren. Ein unproblematisch, flüssig geschriebenes Buch, in Inhalt und Form frei von gewagten modernen Tendenzen, das sich angenehm liest und verdient, viele Freunde zu finden.

Dr. Siegfried Berberich

Das Blaue Heft

Freie Deutsche Bühne

Herausgeber: Max Epstein

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Aufsätze, innere Politik / Volkswirtschaft
/ Kunst / Theater und Film / Finanz-
berichte u. a. m.

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

GERHARD HAUPTMANN

Aus Peter Brauer
(bisher unveröffentlicht)

◊ PAUL OESTERREICH

Wyncken

◊ ACUTUS
Oberschlesien

◊ R. K. GOLDSCHMIDT
Werfels Faustdrama

◊ EPSTEIN
Preise der Theaterkarten

◊ OSKAR FISCHEL
Stillechtheit

◊ FRIEDRICH ROSENTHAL
Ein Theater der jungen Schauspieler

◊ HELLMUTH FALKENFELD
Philosophenköpfe

◊ ARTUR ELOESSER
Theater

◊ ROLAND SCHACHT
Die Kritik der neueren Malerei

◊ ROBERT PRECHL
Karsavina-Glossen

Bezugsbedingungen:
Vierteljährlich 25 M., Halbjährlich 50 M.
Jährlich 100 M., Einzelheft 2,50 M.
Probenummern und Prospekte unberechnet.
Das Blaue Heft eignet sich besonders zum Verkauf auf Bahnhöfen!

Oesterheld & Co-Verlag/Berlin W. 15

Gewissen

Ring herausgegeben von G. Schieber

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
„Gewissen“
jetzt im 3. Jahrgang.

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche
Schäden und Schädlinge, gegen Fremdherrschaft und Schiebertum. Der Ring vertritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stattler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:
Moeller von den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebrandt Bochm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf Pechel, Hans Roessler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Bohmer, Paul Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl G. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vögler, Reinhold Georg Quaatz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths.

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,-
durch den Verlag, im Postbezug M. 9,-
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pf.
Die Jahresbezücher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Werbeprämien aus
der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:
Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postcheckkonto Berlin Nr. 81654

Felix Janoske: „Kantor Kalmus“. Verlag Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. Geb. 16 M. geb. 23 M.

Eines jener ganz seltenen Bücher, wo sich Ernst und Lachen, Schelmerei und nachdenkliche Versonnenheit zu jenem vereinigen, der mit Geistreichseli und Epitaph nicht zu schaffen hat. Über all diesen Menschen, die auf verworrenen, verschlungenen Wegen, durch Irrtümer und Torheiten einem hellen und leuchtenden Glück entgegenwandern, steht die Gestalt, die Einwirkung des verstorbenen Lehrers und Kantors Kalmus, der in aller Schlichtheit und Beschränkung zeitlebens ein Führer und leuchtendes Vorbild edlen Menschentums gewesen war, der nun aus dem Jenseits heraus noch Gedanken und Geschicke der Menschen, die ihm nahe standen, zu gutem Ende führt. — Ich habe seit langem kein so gutes, lustiges und doch auch wieder festes und verinnerliches Buch gelesen. Wolfgang Federau

Erich Boldt: „Spreu“. Stimmungen und Skizzen. Aurora, Dresden-Weißböhmen 1921. 24 Seiten.

Man darf gegen Stimmungen und Skizzen an sich mißtrauisch sein. Der in den Begriffen liegende Hinweis auf Subjektivität deutet meist hin auf jugendliche Übungen. Die aber gehören ins Schubfach und nicht unter die Druckerpress, besonders wenn sie der Verfasser selbst am besten kennzeichnet durch den Titel: „Spreu“, hinter dem sich eine kokette Bescheidenheit verbirgt. Spreu, das ist der Abfall vom Getreide. Warum gibt uns der Verfasser nicht das Korn? Oder sollte sein Korn eben Spreu sein?

Ernst Lemke

Anna Schieber: „Das Opfer und andere Erzählungen“. Eugen Salzer Verlag. Heilbronn 1920.

Die Vorsicht, mit der man vorsichtig an schriftstellerische Ergebnisse herantritt, welche eine Frau zur Verfasserin haben, erfährt bei diesem Buche eine gewisse Berechtigung. Die meisten dieser Erzählungen wirken wie ein Anachronismus, wie verpässte Nachzüger aus der Zeit der sterbenden Romantik. Sie fragen zwar das Verträumte, Verwadsene, Verschwommene jener Periode in sich, nicht aber deren innerliches Feuer, deren blühende Sehnsucht. Eine nicht allzu reiche Phantasie hat sich an Vorbildern emporgerankt, die für uns zum größeren Teil nur noch literarisches Interesse haben, hat ihre Kraft und Stärke aber niemals erreicht. Auch hat der Einfluß Storms zweifellos in der Verfasserin nachgewirkt, nicht zum Vorteil des Buches, das peinliche Vergleiche zwischen Ursprünglichem und Epigonentum herausfordert. Doch steht zwischen all dem Halb- und Minderwertigen eine kleine Erzählung „Das Schmiedefeuer“, die uns um ihrer Kraft und Tiefe, um ihrer Schönheit und inneren Wahrheit willen gerne vergessen lässt, was wir an den andern auszusehen haben. Ein edler Stein in einer schlechten Talfassung. Wolfgang Federau

Atelier für
Kunstgeigenbau

gegr.
1875

JONNI

Willy Trossert Danzig
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



Jeder Industrielle und Kaufmann

Jeder leitende Beamte und Angestellte

Jeder Volkswirt, Jurist, Politiker

Jeder der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das wöchentlich erscheinende, für den aktuellen Gebrauch wie als
Nachschlagewerk noch nach Jahren gleich wertvolle und unentbehrliche

„ZENTRAL-ARCHIV FÜR POLITIK UND WIRTSCHAFT“

Über die ganze Welt
verbreitet!
Preis nur M. 90.— vierteljährl.

Vorzügliches Anzeigenorgan!
„Europäisches Wirtschafts-
Adressbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren Geschäftsstellen,
oder unmittelbar bei der

VERLAGSANSTALT MÜNCHEN G. m. b. H.,
München, Finkenstr. 3.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig
mit den Beilagen: Danziger Zollblatt und Statistische Mitteilungen.



Jeder, der sich über die
wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des
Freistaates Danzig und der Republik Polen
unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“
lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezugse durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2,50 M. d. W.



W.F.BÜRAU/DANZÍG

Langgasse 39 / Gegr. 1829 / Fernspr. 5686, 5687, 5688

Buchdruckerei

Werbeschriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke - Vierfarbendrucke

Bucheignerzeichen

Geschäfts- und Familiendrucksachen

Werkdruck

Druck von Wertpapieren

Buchbinderei Liniiererei





Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion

L. Kurzynski